1.

An der Weichsel.

Roman

von

E. v. Rothenfels.

Erster Band.

Berlin, 1865.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Erstes Kapitel.

Milowicz.

Der Winter des Jahres 1829 war mit besonderer Strenge aufgetreten. Die ältesten Leute — deren Gedächtniß in dieser Beziehung allerdings ein wenig kurz zu sein pflegt — konnten sich einer so heftigen Kälte, eines so reichlichen Schneefalls kaum erinnern. Im Gebirge waren die Verbindungswege nur mit der größten Mühe der Bewohner einigermaßen frei zu halten, und selbst in den Ebenen wurden die einzelnen Güter, durch den Schnee, zu Zeiten von einander abgesperrt, bis Schaufel und Hacke das Hinderniß besiegt, und sich den Durchweg durch die weiße glitzernde Masse gebahnt hatten.

Von allen Seiten wurden Klagen über den strengen Winter laut, und die Zeitungen waren angefüllt mit Berichten von den dadurch erzeugten Unglücksfällen. Die Bewohner der geschützten Städte, die

Besitzer der Edelhöfe, in ihren gesicherten Häusern und Schlössern, lasen mit Grausen, gemischt mit einem unwillkürlichen Behagen: wie arme Wanderer im Schneetreiben elend zu Grunde gegangen; wie viele Leute durch die Kälte erstarrt und bei mangelnder Hülfe erfroren seien, oder wie die weiße Schneedecke sich trügerisch erwiesen, und die Vertrauenden in ihrem Schoße begraben habe.

Die wenigen Blätter, welche die jetzt so üppig wuchernde Pflanze „Zeitung" damals trieb, wurden um so aufmerksamer und eindringlicher gelesen, und die mitgetheilten Begebenheiten, weil durch nichts Anderes verdrängt, prägten sich um so tiefer den Gemüthern ein. Herz und Hand waren dem Unglück weit geöffnet, und von Nah und Fern kamen Gaben für verwaiste Kinder, oder wurden Unterstützungen für Familien gesendet, deren Armuth sie der Kälte widerstandslos preisgab, und deren Noth dadurch auf eine wahrhaft furchtbare Höhe getrieben worden war.

Diese Klagen und traurigen Berichte liefen ganz besonders aus den südlicheren Gegenden ein, während der Norden — mehr an die Kälte gewöhnt und auf sie vorbereitet — den strengen Winter weniger zu empfinden schien. So lag auch an den Ufern der

Weichsel der Schnee zu kleinen Gebirgen gethürmt, blieb das Quecksilber des Thermometers sehr häufig unter zwanzig Grad Kälte, aber das Leben und Treiben der Anwohner ging dessen ungeachtet ganz in dem gewohnten Geleise, und ihr Behagen schien durch diese Thatsachen nicht zu leiden, im Gegentheil fast dadurch erhöht zu werden.

Auf den leichten Holzschlitten, gezogen von ihren kleinen, aber schnellen und ausdauernden Pferden, saßen die Landleute, warm in dicke weiße Schafpelze gehüllt, Decken von Pelz um ihre Füße geschlagen, und flogen auf der glatten Eisbahn pfeilgeschwind dahin. Die unter dem hochaufgeschlagenen Pelzkragen hervorschauenden, gerötheten Gesichter, strahlten das Vergnügen über die schnelle Fahrt wider, und die lebhaften Blitze, welche die dunkeln Augen der muntern, beweglichen Polen warfen, fanden einen Widerschein selbst in den ernsteren Blicken der bedächtigen Deutschen.

Ueber die sonst unwegsamsten Stellen, über die Felder, die gefrornen Seeen, über die feste Eisdecke der Flüsse fort, geht die geflügelte Fahrt, und welches Entzücken giebt sie, im Vergleich gegen den Schneckengang, zu dem die ausgefahrenen Geleise, die zahllosen Löcher der Sommerwege verdammen. Die lange

Peitsche, mit Geschicklichkeit in der Luft umhergeschwungen, hallt laut wie ein Pistolenschuß in der klaren Winterluft, und das fröhliche Knallen mischt sich mit dem Läuten des Glöckchens, am Halse des Pferdes, zu einer heitern Weise.

Jetzt kommt ein großer dunkler Gegenstand halb wie ein Wagen, halb wie ein Schlitten, gezogen von vier feurigen Pferden, mit Windeseile herangesaust. Es ist das Obertheil eines verdeckten Wagens, statt der Räder auf einen Schlitten gesetzt und so die Annehmlichkeit beider vereinend. Wie frisch und fröhlich die lachenden Gesichter der jungen Mädchen herausschauen. Uebermüthig lassen sie ihre Schleier weit aus dem Schlitten wehen, als ob die Kälte den zarten Wangen nicht schaden könne, während der Herr Papa, eingehüllt in seinen Bärenpelz, mit fest übergezogener Lithauer-Mütze — die wie ein aufgeschlagenes Visir, Kopf und Hals schützt und nur das Gesicht frei läßt — in seiner Ecke lehnt, und mit stillem, befriedigten Blick auf den flimmernden Schnee hinausschaut.

Hier fliegt wieder ein leichter, städtischer Jagdschlitten an uns vorbei, in Form eines Schwans, die Pferde mit langen, weiten Schneedecken geziert, die sich im Winde aufblähen wie Segel, oder wie Flügel,

welche der Schwan entfaltet hat, um über den Schnee zu fliegen. Ein Teppich ist über die Seiten gebreitet, ein Tigerfell dient als Decke, und statt der runden an Leder gehefteten Schellen, welche in dieser einfachen Zeit allgemein sind, tragen die Pferde aufrecht stehende Glöckchen, mit hellem Silbergeläut, stolz überschattet von weißem wehendem Roßhaar. Alles staunt dieses Geläute, die unerhörte Pracht dieser Schneedecken an.

Die Bedächtigeren schütteln die Köpfe. Wo will das hinaus? dieser steigende Luxus muß uns verderben! — Aber unbekümmert um das prophezeiete Verderben segelt der Schwan in wunderbarer Schnelle weiter an sein Ziel, den festen, klaren Spiegel des weiten Sees, und mischt sich hier unter die Menge der kleinen Eisschlitten und Schlittschuhläufer, die diesen Eisspiegel beleben.

Hoch und Niedrig freut sich hier der Winterlust; einfach und reich gekleidete Leute bewegen sich munter durcheinander. Alles athmet Fröhlichkeit, Alles jubelt in die klare Winterluft hinein. Ein Hoch der Kälte! ein Vivat dem Schnee! ein lautes Hurrah dem Winter! Wahrlich hier erscheint er nicht als Feind, hier wird er freudig bewillkommt als Freund, der auch

dem Aermsten seinen kleinen Beitrag an Lebensfreude mitbringt.

Die reichen Waldungen, welche so viele Meilen die Provinz Preußen bedecken — und welche leider jetzt fast zu sehr gelichtet sind — sie geben hinreichenden Schutz vor der Kälte, auch der Arme hat sie nicht zu fürchten, und wie einfach und ärmlich auch seine Nahrung, seine Wohnung sein mag, es empfängt ihn zu Hause ein durchwärmter Raum und er kann sich bequem vor das helllodernde Heerdfeuer setzen, oder sich behaglich strecken, auf der Bank neben dem riesigen Kachelofen.

Auch die breite, majestätische Weichsel — die Hauptpulsader des Verkehrs, auf deren Wasserstraße die reichen Waizenerndten der Provinz sowohl, als die des Königreichs Polen nach Danzig hinüberbefördert werden — hat der Frost sich unterthänig gemacht. Doch leider besitzt sie nicht den ebenen Eisspiegel der kleinen, zahmeren Gewässer, auf denen der Schlitten so pfeilgeschwind dahinfliegen kann. Wie in Zorn über den Zwang sind ihre mächtigen Fluthen wie in bäumenden Wellen erstarrt und bilden überall kleine Eishügel; selten findet sich eine Strecke über die ein Schlitten gleiten kann, und die Uebergänge zu dem

andern Ufer werden mit Mühe durch aufgegossenes Wasser eben gemacht und wie eine Fahrstraße mit eingerammten Bäumen begrenzt.

Trotz der erstarrten Natur sind die Ufer des großen Flusses schön und anschauenswerth, und nur die Abgelegenheit läßt sie der allgemeinen Bewunderung so ganz entgehen. Die Festung Thorn, das hochgelegene Culm, das fast mit zu großem Vertrauen bis dicht an das Wasser gebaute Schwetz, das kleine, romantische Neuenburg, Graudenz mit seinen unbezwungenen Mauern, Marienwerder, Dirschau, wo jetzt das Brückenwunder steht, und wie die Städte ferner heißen, die sich an ihren Uferrändern dehnen, sie bilden alle die herrlichsten Puncte, während sich dicht am Wasserspiegel, in der sogenannten Niederung, eine fast ununterbrochene Folge reicher, schöner Dörfer hinzieht.

Die hochgesegnete Fruchtbarkeit dieser Niederung wird mit vieler Gefahr erkauft; aber doch sehen die reichen Bauern stolz auf die ärmeren Bewohner der Höhe und sprechen kühn: Lieber in der Niederung ertrinken, als auf der Höhe verhungern. Die entartete Tochter dieser Niederung, welche sich zu einer Heirath mit „Einem von der Höhe" herabläßt, wird

theils mit Zorn, theils mit Verachtung angesehen; sie hat sich ihres Blutes unwerth gemacht, und darf auf Ebenbürtigkeit ferner keinen Anspruch mehr machen.

Wahrlich die Menschen bleiben sich überall gleich wohin wir den Blick auch wenden. Dieselben Fehler, dieselben Leidenschaften treten uns immer von Neuem, wenn auch in andern Verkleidungen entgegen. Leider ziehen die Menschen, oder besser, wir Menschen keinen Nutzen aus dieser allbekannten Wahrheit, und wenn wir so leidenschaftlich für den Fortschritt zur Aenderung, zur Besserung kämpfen, vergessen wir nur allzusehr, daß wir vor allen Dingen bei uns selber mit dieser Aenderung, dieser Besserung zu beginnen haben. Immer sind es unsere eigenen Fehler, die wir am heftigsten bei Andern hassen, und wenn wir uns die Mühe geben wollten, die Quelle unserer Erbitterung, unsers Kampfeseifers vorurtheilsfrei zu ergründen, wir würden wunderbare Entdeckungen in uns selber machen.

Diese schönen Uferränder der Weichsel treten zuweilen näher, zuweilen dem Flusse ferner, ja an seltenen Stellen gehen sie fast unmittelbar bis an das Wasser. Die Vergangenheit, welche die Ufer

des Rheines mit dem magischen Reize zahlloser Ruinen schmückt, hat an der Weichsel nicht in gleich lesbarer Schrift ihre Zeichen zurückgelassen. Das Leben an ihrem Ufer lag zu abseit von dem Strom des mittelalterlichen Treibens, hieher kamen nur seltene spärliche Ausläufer, und wenn auch Danzig voll stolzer Monumente seines thatsächlichen Antheils an diesem Treiben ist, wenn auch Thorn mit seinem stattlichen Rathhaus, seinen hohen, dunkeln Häusern, wie ein ernstes Bild der Vergangenheit vor uns aufsteigt, so sind diese Beweise eines reichen Patrizierlebens doch nicht mit den Ueberbleibseln des eigentlichen Ritterthums vermischt. Die verfallenden Burgen, welche der Landschaft einen so romantischen Reiz verleihen und unsere Phantasie verführen, von den herrlichen Tagen der Vergangenheit zu träumen, sind hier nicht zu finden, und nur die deutschen Ordensritter — deren Hauptsitz, wie bekannt, Marienburg war — haben die Zeichen ihres vergangenen Daseins der Gegenwart überliefert. Sie haben der Provinz, in dieser ihrer einstigen Hauptstadt, das unbestrittene schönste Denkmal mittelalterlicher Baukunst hinterlassen, ebenso wie viele kleinere Schlösser, welche der Orden erbaut, noch hier zu finden sind, und — umgestaltet für die Be-

dürfnisse der Gegenwart — noch heute zu Wohnsitzen benutzt werden.

Eins dieser Schlösser, auf einer der höchsten Erhebungen des Weichselrandes erbaut, steht jetzt vor unsern Blicken. Es ist ein langes, etwas eintöniges Gebäude, dessen sonst gewiß edel gehaltene Verhältnisse verunstaltet sind durch zwei für das Hauptgebäude zu kurz erscheinende Flügel. Diese Flügel, offenbar von späteren Bewohnern um ein Bedeutendes gekürzt, sind um so unschöner, als der äußere Schluß derselben — ohne Rücksicht auf die Schönheit oder den Charakter des Gebäudes — eine glatte, weder durch Fenster noch Thüren unterbrochene Fläche bildet. Es scheint eben nur das Bedürfniß bei dieser Umänderung maßgebend gewesen zu sein, und der Beschauer — dessen Schönheitssinn durch die hervorgebrachte Disharmonie unangenehm berührt wird — muß als Ausgleichung die rühmliche Ordnung anerkennen, welche um und an dem Gebäude herrscht. Ueberall sind die vom Zahn der Zeit genagten Lücken sorgfältig ausgefüllt, wenn leider auch dabei dieselbe Rücksichtlosigkeit für die äußere Schönheit vorherrscht. Die hohen Linden, welche im regelmäßigen Viereck das Schloß umgeben, sind sorgfältig nachgepflanzt,

wo sich irgend ein leerer Platz in ihren Reihen gefunden, und das auf hohes Mauerwerk gesetzte Staket, welches diesen Raum begrenzt, zeigt überall neue Stangen, die durch ihre hellere Farbe lebhaft gegen das verwitterte Grau der alten Stäbe abstechen.

Dieselbe Sorgfalt, aber auch dieselbe Disharmonie finden wir bei den das Schloß von allen Seiten umgebenden Wirthschaftsgebäuden. Hier ist ein großer, auf kolossalem Steinfundament aufgemauerter und mit Ziegeln gedeckter Schafstall, neben einer niedrigen kleinen Lehmscheune, deren Dach von Stroh ist. Ein viele Etagen hoher, stattlicher Speicher findet sich als Nachbar eines kleinen, unscheinbaren Stalles, und ein wenig über die Erde erhabener Kartoffelkeller wird begränzt von dem prächtigen Pferdestall, aus dem das Wiehern und Stampfen der Rosse tönt.

Ueber Alles aber erstreckt sich die gleiche Ordnung, Alles ist in gutem festen Stand; kein Thor dreht sich lässig in seinen Angeln, kein Fenster ist offen oder zerbrochen; Alles ist wohlverwahrt gegen die Kälte und sorgfältig sind gedrehte Strohflechten auf alle Schwellen, an alle Ritzen genagelt. Selbst die mitten auf dem Hofe befindliche städtische Pumpe

— damals ein unerhörter Luxus für ein Gut und die Bewunderung, aber auch das Kopfschütteln der Nachbarschaft — ist dick in Stroh gehüllt, und sieht mit ihrem langen Eiszapfenbart und ihrem Schneepelz ganz schmuck und behaglich aus.

Ueberall hängen Eiszapfen wie zur Zierde umher, und der Schnee lastet dick auf Bäumen und Dächern; nur hin und wieder guckt am Ende derselben ein rother Ziegelstein oder etwas graues Stroh hervor, und im Hofe sind kleine Hohlwege in den Schnee geschaufelt, zur besseren Bequemlichkeit für Menschen und Thiere.

In diesem Hofe ist im Augenblick sehr wenig Leben, die Thiere und ihre Wärter erfreuen sich der Behaglichkeit der warmen Ställe, und nur einige Hunde treiben sich umher und machen Lärm mit lautem Bellen.

Die Truthühner — denn auch der Hühnerhof ist im Freien und erfreut sich des schönen Sonnenscheins — scheinen dieses Bellen beleidigend zu finden, denn sie laufen roth und blau vor Aerger darüber an, und schlagen heftig kollernd Räder, während der stattliche Hahn, unbekümmert um den Lärm, emsig im Schnee kratzt, und bei einem seltenen Funde groß=

müthig seine Frauen lockt, denselben mit ihnen zu theilen. Muntere kleine Sperlinge flattern zwitschernd umher, und setzen ihre leichte Last dreist auf die weiche Masse der Schneeberge, während hoch oben auf dem Schwengel des großen, zum Tränken des Viehes bestimmten Brunnens, viele schwarze Dohlen und Krähen, aufgereiht wie Soldaten, neben einander sitzen, und mit nachdenklichem Ernst auf das Treiben unter sich schauen.

Da öffnet sich eine der Stallthüren und zwei mit kleinen Glöckchen und langen fliegenden Roßhaarbüscheln gezierte Pferde treten heraus. Die schlanken, schön geformten Körper sind trotz der langen Winterhaare glatt gestriegelt, und die Sonnenstrahlen glitzern in diesem schönen schwarzen Haar. Die kleinen edlen Köpfe, welche sie kokett zurückwerfen, daß die silberhellen Glöckchen laut zu tönen anfangen, sind beide gleichmäßig mit weißen Sternchen geziert und die dunkeln Augen sprühen ein Feuer, welches noch an die ungebändigte Freiheit der Ukraine erinnert, in der sie geboren und welcher man sie bis hierher entführt hat. Aber die wilde Freiheitsliebe ihrer Jugend hat sich längst unter das Joch des herrischen Menschen gebeugt, denn ganz frei gehen sie vor dem langsam

nachschlendernden Kutscher, und bleiben zuletzt vor der Remise stehen, aus der ihr Lenker den leichten Schlitten zieht.

Nun sind sie angeschirrt und der Kutscher, die Pritsche besteigend, läßt seine Peitsche mit solcher Kraft durch die Luft sausen, daß der laute Schall an allen Scheunen und Ställen im Echo abprallt, Hühner und Sperlinge erregt, ja sogar die alten Veteranen auf dem Brunnenschwengel etwas in Unordnung bringt. Die Glöckchen tönen hell, als der Schlitten sich langsam in Bewegung setzt, und selbst als er vor der Thür des Schlosses hält, bringt die unruhige Bewegung der muthigen Pferde, ihr ungeduldiges Hufscharren, ihr heftiges Zurückwerfen des Kopfes ein fortwährendes Getöne hervor.

Einige Augenblicke bleibt Alles im Schlosse ruhig, dann öffnet sich die Pforte und ein Diener, statt der Livree in einen Schnurenrock gekleidet, kommt eilfertig heraus. Durch die geöffnete Thüre fällt der Blick auf eine breite in doppelter Flucht aufsteigende Treppe, über deren etwas ausgetretene Steinstufen ein älterer Mann und zwei junge anmuthige Mädchengestalten heruntersteigen. Die kalte Wintersonne läßt helle Lichter auf das brünette, fast noch auf der Schwelle des Kindes-

alters stehende Mädchen fallen, und umsäumt die Züge der zuletzt Gehenden, einer Blondine mit milden blauen Augen und sanftem regelmäßigem Gesicht mit goldenem Schimmer.

Beide sind sorgfältig in Pelze gehüllt und tragen statt der Hüte mit weißem Schwan besetzte Kappen, an denen der blaue Schleier befestigt ist. Ihre Füße stecken in Pelzstiefelchen, die ihnen nur Polen in dieser Zierlichkeit geliefert haben kann. Die Hunde, welche den Schlitten gleich bei seinem Erscheinen mit vieler Theilnahme umgeben hatten, hindern durch ihre lebhaften Liebkosungen beinahe das Einsteigen, bis die Peitsche des Kutschers strafend auf den Rücken eines täppisch zudringlichen jungen Windhundes fällt, der heulend davon läuft.

Die beiden jungen Damen sind allein in den Schlitten gestiegen, der Herr steht davor und hilft die Pelzdecken sorgfältig um sie zu legen. Dann wendet er sich an den Kutscher:

„Du wirst vorsichtig fahren, Michel! nicht nach Deiner Manier alle Schleichwege benutzen, sondern die grade Straße einhalten. In der Haide ist das Verirren leicht und die Nacht bricht jetzt früh ein.“

Michel verspricht es und lenkt den Schlitten etwas

bei Seite, um dem Reitpferde Platz zu machen, das so eben vorgeführt wird und das der Mahnende besteigt, um seine Töchter bis zur Mühle, wo er zu thun hat, zu begleiten. Er giebt dem Kutscher ein Zeichen und der kleine Zug setzt sich mit gewaltigem Lärm in Bewegung. Die Peitsche knallt, die Glöckchen läuten hell, die Hunde bellen wie wüthend und rufen damit die lebhaftesten Sympathien ihrer sämmtlichen Dorfbrüder wach. Auch der alte Kettenhund auf dem Hofe springt eilfertig auf das Dach seiner Hütte, um von hier aus seinen Abschiedsgruß eindringlicher bellen zu können, und setzt sich dann mit gespitzten Ohren nieder, um das verhallende Geräusch so lange als möglich zu verfolgen. Als endlich Alles still wird, kriecht er langsam wieder in seine warme Hütte und kauert hier, wie vorher, in träger Ruhe.

Zweites Kapitel.

Das Abenteuer im Walde.

Nur eine kurze Zeit verfolgten Reiter und Schlitten den gemeinsamen Weg. An der sich abzweigenden Straße hielt der Erstere, nickte seinen Töchtern einen Abschiedsgruß zu und pfiff seinen Hunden, die den Schlitten noch eine Strecke laut bellend begleiteten, dann aber so eilfertig zurückstürmten, daß sie dem Pferde bald wieder voraus waren.

Die beiden jungen Mädchen lehnten sich sehr behaglich in ihrem Schlitten zurück. So vollständig gegen die Kälte geschützt, empfanden sie nur die stählende Frische der klaren Luft, das aufregende Vergnügen der schnellen Fahrt. Um sie herum schimmerte, blitzte und flimmerte Alles, die ganze Natur, in ihrem weißen Prachtgewand, sah aus, als ob sie zu einem Feste geschmückt sei. Die von der Last ihrer funkelnden Schneejuwelen gesenkten Zweige der Bäume,

warfen im Vorüberfahren neckisch blitzende Funken auf die jungen Gestalten, welche sie lachend von sich abschüttelten.

Springende Flammen schienen in dem glatten Geleise, auf welchem der Schlitten so leicht dahin glitt, vor ihnen herzutanzen, und die geblendeten Augen wurden genöthigt, sich zuweilen vor diesen hüpfenden Blitzen zu schließen. Selbst der Himmel sah aus, als ob er die Pracht dieser Schneewelt in seinem Spiegel widerstrahle, denn sein Blau war verschwunden, und eine lichte weiße Wolkendecke hatte den Horizont umzogen. Die Sonnenscheibe war wie in einem Lichtmeer aufgelöst, welches überall leuchtete und glänzte, und welches erst ganz in der Ferne von violettem oder blauem Dufte begrenzt wurde. Hin und wieder flogen aus diesem Lichtmeer kleine weiße Flöckchen, wie im heitern Spiel, herunter, die nur in der Luft fröhlich umherzutanzen schienen, da man kaum sah, daß sie je den Boden berührten.

Eine längere Zeit ging die Fahrt jetzt ziemlich schweigend weiter. Die beiden jungen Mädchen waren vertieft in die Beobachtung des unaufhörlichen Wechsels in dieser scheinbaren Einförmigkeit, und der Schlitten war bereits in den sich meilenweit hinziehenden Wald

gelangt, welcher von den Bewohnern der Provinz ganz besonders die „Haide" genannt wird. Sie bemerkten indessen doch, daß der Kutscher, bei einer Abzweigung der Straße, erst wie unwillkürlich langsamer fuhr, dann, wie in plötzlichem Entschluß, schnell in einen sehr schmalen Fahrweg einbog.

„Michel! fahren wir nicht die große Straße? der Vater hat es ausdrücklich angeordnet!" wendete sich die ältere der jungen Damen an den Kutscher.

Michel, ehe er antwortet, läßt seine Pferde im schnellsten Tempo vorwärts stürmen, knallt dann mit besonderer Kraft mehrere Male mit seiner Peitsche und antwortet langsam:

„Alles schon recht, Fräulein Valerie! Aber sehen Sie den Himmel an, er überzieht sich und wir bekommen Schnee, ehe eine Stunde vergeht."

„Das heißt, Ihr seid wie gewöhnlich ungehorsam gewesen, Michel!" entgegnete in sehr viel determinirterem Tone das jüngere Mädchen; „Ihr denkt, Euch mit uns Alles erlauben zu können, aber Ihr irrt, denn ich befehle Euch augenblicklich umzukehren!"

Die Pferde mußten vor irgend einem, den Menschen unsichtbaren Gegenstand scheu geworden sein, denn sie raſ'ten so schnell vorwärts, daß der Kutscher

sie kaum zu zügeln vermochte. Als ihm dies nach einer langen Zeit endlich gelang, sagte er demüthig:

„Ganz wie Sie befehlen, Fräulein Agnes! aber wir fahren hier eine volle Meile näher und wir werden bald genug das schönste Schneegestöber haben. — Auch ist ja nun beinahe die Hälfte des Weges gemacht;“ setzte er zuletzt als überzeugendstes Argument hinzu.

Agnes warf unwillig die frischen Lippen auf, aber ihre Energie war doch noch nicht entwickelt genug, um bei so bewandten Umständen durchdringen zu können.

„Meinetwegen, fahrt!“ sagte sie schmollend, „wenn wir aber ein Unglück haben, ist es Eure Schuld!“

„Das will ich wohl auf mich nehmen, Fräulein!“ meinte Michel schmunzelnd, und im Vollgefühl seines Triumphes knallte er so gewaltig mit seiner Peitsche, daß die jungen Mädchen aufschrieen und die Pferde abermals nahe am Durchgehen waren.

Die kleine Mißhelligkeit, welche sich bei der Reisegesellschaft erhoben, war bald wieder zerstreut. Die Schwestern plauderten und lachten zusammen und achteten jetzt weder des Weges, noch fürchteten sie das angedrohte Schneetreiben. Die lichte Wolkendecke des Himmels wurde zwar dicker und finsterer, aber

es war vielleicht der früh einbrechende Abend, welcher sie so erscheinen ließ. Michel selbst schien keine Furcht deshalb zu haben, denn er fuhr viel langsamer, ja zuweilen so langsam, daß sich die jungen Mädchen verwundert nach ihm umschauten. Die Zeit verging, die Dämmerung machte sich stärker bemerklich und Valerie fragte endlich, mit einem Anflug von Besorgniß in ihrer Stimme:

„Kommen wir denn nicht bald aus der Haide, Michel?"

Dieser hielt, ehe er antwortete, plötzlich an und sagte mit einem Phlegma, als ob er den gewöhnlichsten Vorschlag machte:

„Möchten die Fräuleins wohl einmal die Zügel nehmen? Ich will nur quer über den Schnee gehen und nach dem Wege suchen; er muß wohl hier herum eine andere Biegung machen, denn vor uns ist schlechte Bahn."

„Da haben wir es! er hat sich verirrt!" rief Agnes. „Das kommt davon, Michel! wenn Ihr nicht thut, was Euch befohlen wird."

Michel schob seine hohe Bärenmütze zur Seite, um sich mit mehr Bequemlichkeit im Haare umherzuwühlen, und sagte dann ziemlich kleinlaut:

„Nu, ein bischen Verirren kann in der vermaledeiten Haide dem Besten passiren. Aber ich will den Weg bald genug wieder finden.“

Das Suchen des Kutschers führte übrigens so bald zu keinem Resultate und das einsame Harren in der Kälte wurde den Mädchen von Minute zu Minute unerträglicher. Dazu breitete die Finsterniß sich immer sichtlicher um sie aus und einzelne dicke Schneeflocken, als Vorläufer des zu erwartenden Schneetreibens, fielen langsam zur Erde nieder. Die feurigen Pferde scharrten ungeduldig mit ihren Hufen im Schnee, zerrten den Schlitten umher und waren, durch die vereinte Kraft der beiden Mädchen, kaum auf der Stelle zu halten. Es vermehrte dies das Unheimliche und Gefahrvolle ihrer Lage und doch half es zugleich sie zu ertragen, denn ihre Aufmerksamkeit wurde unausgesetzt dadurch in Anspruch genommen und konnte sich kaum auf etwas Anderes richten.

Jetzt kam ein dunkler Gegenstand langsam unter den Bäumen hervor auf sie zu, und obgleich er von einer dem Verschwinden des Kutschers entgegengesetzten Seite erschien, hatten sie doch Beide die Hoffnung, daß er es sei. Sie stießen, um seine Aufmerksamkeit zu erregen und seine Schritte nach dem Schlitten

hinzulenken, einen lauten Ruf aus, brachten aber dadurch die Pferde zu so heftigem Bäumen, daß nur die kräftige Männerfaust, welche unerwartet in die Zügel griff, sie vor ernster Gefahr bewahren konnte. Diese Gefahr beschäftigte vorläufig ihre ganze Aufmerksamkeit und erst nach Beendigung derselben hatten sie Zeit, den Helfer zu betrachten.

„Aber das ist ja gar nicht Michel?" rief Agnes verwundert aus.

„Mein Gott! nicht Michel?" wiederholte bestürzt ihre Schwester.

„Nein! nicht Michel, meine jungen Herrschaften!" sagte lachend der fremde Mann. Es war dies eine große, rüstige Gestalt, mit ziemlich groben Gesichtszügen, in einen weißen Schafpelz gehüllt und die viereckige polnische, mit Pelz besetzte Mütze keck auf das Ohr gesetzt. Den Schwestern wurde unter diesen Umständen sehr unheimlich zu Muthe, und trotz der dreist gestellten Frage der Jüngeren, klang doch ein Zittern in ihrer Stimme, als sie sagte:

„Nun wer sind Sie denn, wenn sie nicht Michel sind?"

Der Mann antwortete nicht gleich, sondern betrachtete mit forschenden Blicken seine Umgebung, —

„Schlitten und Pferde sind aus Milowicz," sagte er statt der Antwort nach einer Pause, „und so werden das wohl die beiden Fräulein Lambert sein, die darin sitzen. — Na! ich bin der Krüger aus der rothen Sonne und ich meine, es hätte Ihnen ein Schlimmerer hier begegnen können."

„Die rothe Sonne?" rief Valerie, „die liegt ja wohl in Miekowo, nur zwei Meilen von uns."

„Gewiß! ich mache den Weg nach Milowicz oft genug, um das genau zu wissen. Allen meinen Spiritus hole ich von dort und ich verbrauche ein ziemlich Theil davon, sollte ich meinen."

„Dieser abscheuliche Michel hat uns jedenfalls in der Runde umhergefahren, denn wir müßten jetzt mindestens vier Meilen von Hause entfernt sein," sagte Agnes. „Wie wird sich die Tante ängstigen, ganz Neuhoff wird in Aufregung sein, daß wir nicht ankommen."

„Wenn Sie dahin wollten, sind Sie allerdings weit genug davon entfernt. Aber es ist nur eine kleine Viertelmeile bis zur „rothen Sonne", und ich weiß keinen bessern Vorschlag, als Sie dahin zu fahren."

„Und Michel?" fragten die jungen Damen.

„Ihr Michel ist ein großer Esel, Fräuleins, der

zur Strafe wohl etwas umherirren kann. Wir haben Diebsgesindel genug in unserer Haide, ganz zu schweigen von den Wölfen, welche sich bei dem Winter auch hin und wieder zeigen sollen. Das ist kein angenehmer Aufenthalt für junge Damen nach der Abenddämmerung. Aber wir wollen wenigstens versuchen den Kutscher wieder herbei zu rufen."

Er setzte bei diesen Worten den Schlitten langsam in Bewegung und lenkte ihn geschickt zwischen den Bäumen durch. Nachdem er dies eine ziemliche Strecke gethan, hielt er an, und seine Finger an die Lippen setzend, stieß er einen so schrillen Pfiff aus, daß die Schwestern zusammenschreckten und nur seine Eisenfaust die Pferde zu zügeln vermochte. Nach diesem laut tönenden Signal schrie er dann, mit fast eben so starker Kraft der Lunge, sein: „Michel! Michel! Michel!" in den Wald hinein.

Ein schwacher Schrei in der Ferne antwortete endlich dem länger vergeblichen Rufen. Eine Gestalt sonderte sich in der Dämmerung von den Baumstämmen ab, und schließlich zeigten sich die bekannten, aber ganz verstörten Züge Michels. Seine Bärenmütze war verschoben, sein dicker Mantel war offen und flatterte frei um ihn her, und als er endlich keuchend,

mit tief gesenktem Haupt vor seinen Herrinnen stand, hatten diese Mitleid mit seinem Zustand und sagten freundlich:

„Sei ruhig, Michel! uns ist Nichts geschehen, der Krüger aus der rothen Sonne wird uns jetzt führen.“

Michel faßte mit beiden Händen die offnen Seiten seines Mantels und schüttelte sich selber damit heftig hin und her; dann sagte er in Pausen, die seine Athemlosigkeit bedingte:

„Fräuleins! — was ich ausgestanden — kann ich nicht sagen! — Der Donner — schlage mich — gleich zehntausend — Klaftern tief in den — Erdboden hinein — wenn ich jemals wieder einen Schleichweg fahre.“

Nach dieser Herzensergießung bestieg er neben dem Krüger die Pritsche, der Schlitten wendete um und nach kurzer Fahrt wurden die Bäume lichter, und das freie Feld war erreicht. Allmählig war die Dämmerung in vollständige Nacht übergegangen, und der helle rothe Schein des Heerdfeuers, der jetzt durch die Fenster der „Sonne“ den Fahrenden entgegenstrahlte, war Allen hoch willkommen.

Endlich hielt der Schlitten vor dem Kruge still

und die jungen Mädchen stiegen langsam, mit vor Kälte halb erstarrten Gliedern, aus. Der Krüger öffnete ihnen das Haus und tappte durch einen dunkeln Flur nach der Stubenthüre voran, welche schmale, durch ihre Ritzen fallende Lichtstreifen kennzeichneten. Als diese geöffnet wurde, prallten beide Schwestern unwillkürlich zurück. Ein dicker Tabaksqualm quoll ihnen, wie eine Wolke, entgegen, und bei der spärlichen Beleuchtung, welche vier dünne, in Blechleuchter gesteckte Talgkerzen verbreiteten, sah man hier eine Gruppe mit schmutzigen Karten beschäftigt, dort einige Andere über eine auf den Tisch gemalte Kreideschrift disputiren, oder die Ellenbogen vor sich auf den Tisch gestützt, sich vollständig dem dolce far niente hingeben. Alle aber hatten die Pfeife im Munde und das Branntweinglas vor sich stehen.

In der Ecke des Zimmers befand sich vor dem Heerde, oder besser dem riesigen Kamin — dessen hellloderndes Feuer siegreich mit dem Tabaksqualm kämpfte und das Zimmer hauptsächlich erleuchtete — die Wirthin der rothen Sonne, eifrig mit dem Abendessen ihrer Gäste beschäftigt. Als sie die unerwartete Erscheinung der jungen Damen bemerkte, eilte sie sofort auf sie zu und umfaßte, wie dies hier zu Lande

gegen die Vornehmen üblich, ihre Kniee. Da sie nicht deutsch konnte, wie ihr gebildeterer Mann, so redete sie die Schwestern polnisch an, welches diese gut und geläufig sprachen.

Die Aufmerksamkeit der anwesenden Männer wurde durch die Erscheinung der jungen Damen natürlich lebhaft erregt, und selbst die Spieler unterbrachen ihren Zank, um diese anzustarren. Der Wirth wies daher seine Frau an, die Fräuleins in das Nebenzimmer zu führen und für ihr Abendessen zu sorgen. Mit vielen freundlichen Worten ging auch die Polin auf die Thüre dieses Nebenzimmers zu, wobei ihr Valerie eilig und etwas schüchtern folgte, während Agnes durch die wiedergewonnene Sicherheit vollständig guter Laune, ihrer Schwester lachend zuflüsterte:

„Wahrhaftig, ein ganz artiges Abenteuer, was wir da erleben. Niemals habe ich einen solchen Tabaksqualm und so viel wüste Gesellen zusammen gesehen.“

Sie konnte nicht weiter sprechen, denn das Nebenzimmer, oder eigentlich die Nebenkammer, bot einen überraschenden Anblick. An dem helllodernden Holzfeuer eines kleinen Kamins saß dort in nachdenklicher

Stellung ein junger und vornehm aussehender Mann. Er schien so ganz vertieft in seine Gedanken, daß er den Eintritt der Damen gar nicht bemerkte, und diesen wurde daher Zeit, ihn zu betrachten. Der junge Mann hatte ein interessantes, vielleicht ein hübsches Gesicht, wenn nicht ein finsterer Zug, welcher auf seiner Stirn drohete, und die fein geschnittenen Lippen fest zusammenzog, ihn in diesem Augenblicke wirklich entstellt hätte. Sein Nachdenken mußte sehr unangenehmer Art sein, denn als er jetzt mechanisch mit der Hand durch sein langes, dickes Haar strich, streckte er diese gleich darauf unwillkürlich in die Höhe, daß es wie ein Racheschwur erscheinen konnte, und ließ sie dann schlaff zur Seite hängen.

Jetzt ging die Wirthin, mit einem Wortschwall freundlicher Reden die jungen Mädchen zum Näherkommen ermuthigend — auf den Kamin zu, und der Fremde wendete überrascht, aber doch ziemlich kalt, seine Augen auf die Eingetretenen. Da diese noch immer an der Schwelle zögerten, so mußte er sich selber die Schuld dieser Zögerung beimessen, denn er sprang auf und am Kamine stehen bleibend, murmelte er ein paar französische Worte.

„Das wird ja immer interessanter,“ flüsterte Agnes

halblaut ihrer Schwester zu; „nun finden wir hier gar einen jungen, eleganten Franzosen. Aber oh Grammatik! jetzt hilf!“

Ein Lächeln, wie ein heller Blitz, flog über die düstern Züge des jungen Mannes, und den Damen einige Schritte entgegen gehend, sagte er artig:

„Verzeihung, meine Damen! ich hielt Sie für Polinnen.“

Agnes wurde purpurroth und schien vollständig fassungslos, während Valerie anmuthig vorschritt, und der Handbewegung des Fremden folgend, seinen Stuhl einnahm. Da sich außer diesem nur noch ein Stuhl in der dürftigen, kleinen Kammer befand, holte die Wirthin eilfertig ihren eigenen Holzschemel aus dem Nebenzimmer, auf dem sich der junge Mann neben den Schwestern niederließ. Agnes hatte sich von ihrem Schreck erholt und sagte in scherzendem Tone:

„Es freut mich, daß die Grammatik bei Ihnen nicht nöthig ist, ich gestehe, französisch ist nicht meine starke Seite. Uebrigens ist dies bei uns auch niemals nöthig, denn die Polen sprechen alle sehr gut und fließend deutsch.“

„Ja, sehr gut und fließend, ich weiß es!“ entgegnete der junge Mann, wie zu sich selber sprechend,

und der eben entschwundene finstere Zug kam wieder über sein Gesicht.

Die Schwestern sahen ihn überrascht an, aber die Wirthin, die mit ihren lebhaften Erkundigungen nach dem Abendessen dazwischen kam, wendete ihre Aufmerksamkeit ab. Die gute Frau hatte übrigens, trotz ihrer vielen Worte, nur wenig anzubieten. — Die beiden Schwestern baten um Eier und Butterbrod, und da der Fremde ganz dasselbe bereits bestellt hatte, so verzehrte man das Mahl gemeinschaftlich und plauderte zusammen, wobei die Schwestern erfuhren, daß ihr Gesellschafter Constantin Erhardt heiße, aus dem Königreich Sachsen sei und sich Geschäfte halber in der Provinz und zwar hier zum ersten Male aufhalte. Diese Geschäfte hatten ihn heute von Neuenburg hreübergeführt und er wollte noch am Abend dorthin zurückkehren.

Die Schwestern tauschten gegen diese Nachrichten ihr Verirren im Walde aus, und da sie zugleich bemerkten, daß ihr Reiseziel vier Meilen von hier, die noch dazu viel durch die Haide führten, Milowicz dagegen nur zwei Meilen sei, so rieth ihnen der junge Mann dringend, für heute lieber nach Hause zurückzukehren, wozu sich die jungen Mädchen nach kurzem

Zögern auch wirklich entschlossen. Michel, der sich in der andern Stube ganz behaglich gefühlt hatte, bekam Befehl, wieder anzuspannen, und bald läuteten die Glocken vor der Hausthür.

Als die Gesellschaft aus der dunstigen Atmosphäre des Kruges in die frische Winterluft hinaustrat, athmeten Alle unwillkürlich auf. Fast schien es heller draußen wie drinnen, denn der trübe, rothe Dämmerschein der Wirthsstube wurde beinahe überstrahlt von dem Licht des Mondes, der siegreich die dunkle Wolkenschicht durchbrochen und hell am Himmel stand. Dafür war die Kälte noch gestiegen und erschien gegen die überwarme Temperatur der Stube um so empfindlicher.

Sorgsam hüllte der Krüger seine jungen Schützlinge in ihre Pelzdecken ein und empfahl Michel Vorsicht, der sich als Antwort, nur mehrmals heftig auf die Brust klopfte, und dann stillschweigend seinen Sitz auf der Pritsche einnahm. Der Fremde — dessen Weg noch eine ganze Meile mit dem der jungen Damen zusammenführte — hatte sein Pferd ebenfalls bestellt, und war ziemlich ärgerlich, als es sich fand, daß dem Knecht die Unterhaltung in der Wirthsstube interessanter gewesen war, als das Satteln, und das

Roß sich noch ruhig in seinem Stalle befand. Der Krüger, nachdem er den faulen Knecht mit einer wahren Fluth von polnischen Scheltworten überschüttet, tröstete dann freundlich:

„Das Alleinfahren wird ja Nichts zu sagen haben. Bei uns kommen die Wölfe doch nicht so in Rudeln, um gleich Schlitten anzufallen, was auch die Fremden Alles von uns denken, und so schlimm wie man sagt, ist es mit dem Diebsgesindel auch nicht. Der Weg führt ohnehin blos eine halbe Meile durch die Haide und die ist mit den Milowiczer Pferden bald zurückgelegt."

Ob diese Worte besonders beruhigend auf die Schwestern wirkten, konnte Constantin leider nicht erkennen, denn sie hatten die dicken blauen Schleier fest vor das Gesicht gezogen und verneigten sich jetzt artig zum Abschied, als die Pferde anzogen und dann lustig davon klingelten.

Der Weg führte anfangs durch das lange Bauerndorf Miekowo, zu dem der eben verlassene Krug gehörte. Trotz seiner sehr dürftigen Einrichtung war er in dieser wenig bereisten Gegend doch immerhin einer der besseren; Eier und Butter im Hause zu haben war schon ein gewisser Luxus, auf den die

Wirthin der rothen Sonne stolz sein konnte, denn im Allgemeinen verlangten ihre Gäste nur ein Glas Branntwein und ein Kartoffelgericht.

Jetzt wo die Eisenbahn die Entfernungen aufhebt, wo die Provinz überall von breiten Chausseen durchschnitten wird, haben sich Hotels in den Städten, Gasthöfe in den größeren Dörfern erhoben und der Reisende wird in ihnen ziemlich dieselbe Bequemlichkeit wie überall finden.

Es giebt indessen auch hier Leute, welche der guten alten Zeit den Vorzug geben und die bedauern, daß die vielen Eigenthümlichkeiten, welche die Abgeschlossenheit erzeugte, durch den abschleifenden, nivellirenden Einfluß der Kultur allmählig immer mehr verschwinden. Und wie man auch darüber denken mag, immer wird man gestehen müssen, daß der große Gleichmacher „fortschreitende Kultur" vielen Reiz, viel Interessantes mit hinweggeschliffen hat. Wir können das angenehme, bequeme Leben, welches uns dadurch bereitet wird, dankbar anerkennen, und doch mit ein wenig Sehnsucht nach der Zeit zurückblicken, wo die Leute noch so Vielerlei erlebten, wo das Dasein nicht auf so ebener, glatter Bahn dahinglitt und oft Hindernisse zu besiegen, dagegen auch überraschende Schön-

heiten zu genießen waren. Es ist eben der alte Satz, der sich auch hier bewahrheitet. Jedes Licht wirft Schatten.

Das Dorf bildete eine lange, breite Straße, in welcher sich die dunkeln Umrisse der Häuser, umgeben von kleineren Nebengebäuden, in ziemlichen Zwischenräumen bemerklich machten. Es gab in der Provinz nicht viele so große Dörfer, denn der Bauernstand zu damaliger Zeit war weder zahlreich noch wohlhabend und meist umgaben die Höfe, selbst der größeren Güter, nur wenige Hütten, in denen die dem Gutsbesitzer unterthänigen, zu Hofedienst verpflichteten Leute, lebten. Als der Schlitten durch diese langgestreckte Dorfstraße fuhr, quoll den Fahrenden aus jedem der kleinen Fenster röthlicher Lichtschein entgegen, welcher bewies, daß die Flamme des Heerdes nicht allein zur Erwärmung, sondern auch zugleich zur Erleuchtung benutzt wurde. Auf jedem der kleinen Höfe schlug ein wachsamer Hund an, und da der Nachbar sofort dem Signal antwortete, so hallte bald die abendliche Stille von dem lautesten Hundegebell wider, welches die Reisenden noch verfolgte, als der Schlitten längst das freie Feld erreicht hatte.

Die Schwestern, welche anfangs die wirklich sehr

strenge Kälte belästigt hatte, gewöhnten sich allmählig an die scharfe Luft, und Agnes begann im muntersten Tone eine Unterhaltung.

„Wie gefiel Dir Herr Constantin Erhardt, Valerie?“

„Ich denke ganz gut, in einer so kurzen Zeit des Beisammenseins läßt sich kaum darüber urtheilen.“

„Erschien es Dir so kurz?“ lachte Agnes, „nun wir sind über eine Stunde zusammen gewesen. Wofür hältst Du ihn?“

„Ich habe wirklich nicht darüber nachgedacht. — Vielleicht für einen reisenden Kaufmann?“

„Pah, Unsinn! reisender Kaufmann! Dieser elegante, gewandte junge Mann ein reisender Kaufmann.“

„Eben deßhalb! Ein solcher kommt weit umher, kennt die Welt und die Moden, und eignet sich das Beste davon zu.“

„Nein! einem Kaufmann ist die Höflichkeit zweite Natur, sie gehört zum Geschäfte, unser Herr Constantin aber trat, wie gar nicht zu leugnen, anfangs etwas bärenhaft auf.“

„Er war vielleicht verdrießlich über ein mißglücktes Geschäft.“

„Er war nicht verdrießlich, er war zornig, ja geradezu wüthend, und ich bin fest überzeugt, er ist nur in die Provinz gekommen, um sich mit irgend Jemand zu duelliren."

„Agnes, welche thörige Voraussetzung!"

„Ich bin fest von meiner Meinung durchdrungen. Schade, daß wir nichts darüber erfahren werden, denn wir haben ihn wohl zum ersten und letzten Mal heute gesehen."

Da das Thema erschöpft schien, stockte die Unterhaltung, vielleicht auch, weil die Aufmerksamkeit, durch die immer näher kommende Haide gefesselt wurde, deren dunkle Umrisse sich bei der hellen Mondbeleuchtung finster und drohend von dem weißen Schneefelde abhoben. Jetzt fuhr der Schlitten in den ernsten Wald hinein, und obgleich der Weg breit und der Mond seine Strahlen, durch die Bäume, ziemlich hell auf ihn sendete, war Michel gezwungen, der Vorsicht wegen, etwas langsamer zu fahren.

Es war eine wunderbare Fahrt durch diesen mondbeglänzten Wald. Die Bäume verzogen sich bei dem fahlen Dämmerlichte zu seltsamen, phantastischen Gestalten, welche wie in lebendiger Bewegung bald bei einer lichteren Stelle klar und hell hervortraten,

bald wie scheu in eine dicke, schwarze Baumgruppe zurückhuschten, welche jetzt als Gnomen am Wege zu kauern, dann wieder, wie ein Riese, ihre Arme drohend gen Himmel zu strecken schienen. — Zuweilen, wenn der Mond hinter eine Wolke getreten war, umgab vollständige Nacht die Reisenden, während gleich darauf die Helle neue Seltsamkeiten vor ihre Augen zauberte. Der Schnee knirschte dabei unter den Hufen der Rosse und die Luft schien von weißem Duft erfüllt, der, wo ihn das Mondlicht traf, wie ein durchsichtiger Silberschleier über die Gegenstände gebreitet lag. Die wilde Schönheit des nächtlichen Waldes schien indessen nicht anregend auf die Reisenden zu wirken, denn stumm fuhr man durch die Nacht, und die Schwestern hatten das Gesicht gesenkt, als wollten sie nicht zu viel von der sie umgebenden Wunderwelt sehen. — Da kam eine weite helle Lichtung und der Schnee glitzerte in langer, freier Strecke zu beiden Seiten des Weges.

Agnes hob den Kopf und sagte mit einem tiefen Athemzuge: „Gott sei Dank, wir sind aus dem Walde!“

„Noch lange nicht, Fräulein!“ beantwortete kleinlaut Michel ihren Stoßseufzer; „wir haben kaum die Hälfte gemacht, es ist ——“

Ein scharfes, lautes Bellen aus der Ferne, dem ein langgezogenes Geheul folgte, unterbrach ihn. Er verstummte und auch die Schwestern lauschten athemlos dem unerwarteten Tone, während die Pferde, die Ohren fest an den Kopf geklemmt, die Nüstern ängstlich aufbliesen. Noch einmal hallte das scharfe Gebell laut durch die stille Nacht und das Geheul, welches wiederum folgte, war so furchtbar, so markerschütternd, daß die Reisenden, wie versteinert, in Entsetzen regungslos darauf horchten, während die Pferde, wie im Fieber, zitterten.

„Jesus, Maria und Joseph! das sind Wölfe!" schrie plötzlich Michel auf, in der Angst den oft gehörten, katholischen Ausruf gebrauchend. „Sehen Sie! da kommen sie, da kommen sie grade auf uns zu!" und seine Hand ausstreckend, zeigte er nach der linken Seite der Lichtung, wo auf der weißen Schneedecke sich deutlich zwei kleine schwarze Punkte nach dem Schlitten bewegten.

Die jungen Mädchen erbleichten, aus den marmorkalten Wangen trat alles Blut nach ihrem Herzen und wie leblos vor Furcht und Schrecken, starrten sie, mit weit aufgerissenen Augen, nach den drohenden Punkten. Endlich ermannte sich die sonst so schüchtern

erscheinende ältere Schwester, und sagte mit deutlichem Klange der Stimme:

„Wir stehen überall in Gottes Hand! Sein mächtiger Schutz wird uns auch hier nicht fehlen. Bleibe ruhig und besonnen, Michel! und lasse Deine Pferde zeigen, was ihre Schnelligkeit vermag.“

Der Befehl war nicht nöthig. Die Kinder der Ukraine mochten in ihren heimathlichen Steppen wohl oft diesem Geheul gelauscht haben, und waren mit seinem Schrecken bekannt, denn von selber flogen sie jetzt in rasender Flucht von dannen. Mit vorgebeugten Köpfen, mit sprühenden Nüstern, mit flatternden Mähnen stürmten sie weitausgreifend in wilder Eile davon, daß der Schlitten in Wahrheit über den Boden zu fliegen schien. Aber auch die Wölfe vermehrten ihre Schnelligkeit und die Richtung ändernd, eilten sie quer über den Schnee und mußten so bald mit dem Schlitten zusammentreffen. Immer näher und näher kamen die drohenden schwarzen Punkte, immer deutlicher wurden ihre Umrisse und die Schwestern — den Augenblick des Zusammentreffens erwartend — preßten die Hände vor die Augen, und murmelten halb abgerissene Worte des Gebets und der Todesangst. Plötzlich aber ermannte sich Valerie noch ein-

mal, und sich zu dem Kutscher wendend, sagte sie laut und gebieterisch:

„Schnell, Michel! spann' eins der Pferde aus und gieb es preis! Das allein kann uns retten!"

Michel beugte sich ohne Widerstand der Autorität dieser befehlenden Stimme, die sonst in so anderem Klange zu ihm sprach und hielt an, um nach diesem Befehle zu handeln. Fast in demselben Augenblick aber knallten zwei laute Schüsse, und zu gleicher Zeit stutzten die schon ziemlich nahen Wölfe, kehrten um und ergriffen nun ihrerseits die Flucht. Ein tief in seinen Mantel gehüllter Reiter galoppirte jetzt dicht an den Schlitten heran und fragte ängstlich nach dem Befinden der Damen. Er bekam indessen nur von der älteren Schwester eine leise Antwort, während die jüngere, nach überstandener Gefahr, in krampfhaftes Weinen ausgebrochen war.

Der Reiter — in dem die Schwestern sogleich ihren Gesellschafter aus der „rothen Sonne" wieder erkannten — sprach freundliche, ermuthigende Worte zu dem fassungslosen jungen Mädchen und es gelang ihm, auf diese Weise, ihre Aufregung allmählig zu beschwichtigen.

„Wie gut, daß ich zu meiner Reise in diesem

barbarischen Lande, stets geladene Pistolen bei mir trage;" sagte er zuletzt in scherzendem Tone, wie um damit die neckische Erwiderung der lebhaften Agnes herauszufordern, aber sie entgegnete nur unter halbem Schluchzen:

„Niemals habe ich gehört, daß bei uns Wölfe einen Schlitten anfallen! — Niemals! — in meinem ganzen Leben nicht!" setzte sie leidenschaftlich betheuernd hinzu.

„Nun, Sie wissen ja auch noch gar nicht, Fräulein, ob die Wölfe nicht blos der Geselligkeit wegen Ihrem Schlitten folgten; sie fühlten sich einsam, es waren nur zwei, sonst sind sie hier doch gewiß immer in Rudeln beisammen."

Agnes, welche in ihrer Aufregung die Absicht des Reitenden nicht fühlte, antwortete eifrig: „Nein, das ist nicht so! Die Wölfe kommen, selbst bei strengem Winter, nur sehr vereinzelt in unserer Haide vor."

„Da hat man mich also falsch berichtet, denn als meine Bekannten hörten, daß ich im Winter nach Westpreußen reisen wollte, gaben sie mich halb verloren und versicherten, daß hier die Wölfe und Bären auf der Straße herumlaufen."

Jetzt merkte Agnes die Neckerei, und da ihr be-

wegliches Gemüth leicht die verschiedensten Eindrücke aufnahm, klang der Ton ihrer Stimme schon wieder ganz munter, als sie sagte:

„Ja, man hat Sie falsch berichtet! Die Wölfe schickt uns Polen zuweilen über die Grenze, und die Bären kommen bei uns nur in — in sehr vereinzelten Exemplaren, aus anderen benachbarten Ländern, herüber.“

Damit setzte sich der kleine Zug wieder in Bewegung, und Agnes führte die Unterhaltung mit dem jungen Begleiter in heiterem Tone weiter, während Valerie den Nachhall der eben erlebten schrecklichen Begebenheit tief zu fühlen schien, und sich fast ganz schweigsam verhielt.

Als sie so eine Strecke zusammen zurückgelegt hatten, sagte Agnes, statt der Antwort auf eine an sie gestellte Frage: „Lassen wir jetzt einmal alles Andere und erlauben Sie mir, Ihnen einen Vorschlag zu machen. Wäre es nicht das Beste, wenn sie statt nach dem fernen Neuenburg, nach dem nahen Milowicz kämen? Ich gestehe ganz offen, daß ich mich, trotz des freien Feldes, herzlich vor dem Alleinfahren fürchte, und Ihr Weg führt sehr ungemüthlich noch eine große Strecke durch die Haide, und so denke ich,

muß es Ihnen selber wünschenswerth sein, nicht allein den weiten Weg zu machen."

„Ich würde den Schutz Ihres Schlittens allerdings ungern entbehren," entgegnete neckend der junge Mann; „aber" — setzte er gleich darauf ernster hinzu, „wenn es Ihnen mit Ihrem gastfreundlichen Vorschlag wirklich Ernst ist, so nehme ich denselben um so lieber an, als ich leider bemerke, daß sich mein Pferd Etwas in den Huf getreten hat und zu hinken anfängt."

„Nun, es ist also entschieden! Valerie, freust Du Dich nicht auch darüber?" fragte Agnes ihre Schwester mit kindlicher Unbefangenheit.

„Valerie!" schrie der junge Mann laut auf, „Valerie? — Sie heißen Valerie, mein Fräulein?"

Die Schwestern sahen überrascht nach ihm hin, ohne zu antworten. Constantin faßte sich auch schnell, und mit der Hand über die Stirn streichend, sagte er in anderm Tone:

„Verzeihung! ich hatte eine Verwandte dieses Namens, die ich innig liebte und die mir der Tod entrissen hat, daher meine Aufregung."

Diese Aufregung mußte groß sein, denn sie hinderte ihn, die Unterhaltung in der früheren Art weiter

fortzuführen; man wurde immer einsilbiger und schwieg endlich ganz. Die Reise näherte sich auch ihrem Ende, denn man erreichte jetzt die ersten Häuser von Milowicz und bald hielt der Schlitten vor dem geschlossenen Gitter des Linden-Vierecks.

Drittes Kapitel.

Am Kamin.

Obgleich die Hunde im vielfachen Chor die Reisenden anmeldeten, erschien doch Niemand, um ihnen das Gitterthor zu öffnen, und Michel stieg deshalb vom Schlitten, dies selbst zu thun. Das Schloß lag fast finster vor ihnen, selbst das riesige Flurfenster erschien dunkel. Die damalige einfache Zeit hielt eine stete Flurbeleuchtung für eine unnütze Verschwendung, und selbst bei erwartetem Besuch war ein, in eine geschützte Ecke gestelltes Licht — in gutem Glauben an dessen wunderbare Leuchtfähigkeit — oft die ganze Erhellung des Flur- und Treppenraumes.

Der Schlitten hielt indessen kaum vor dem dunklen Schloß, als sich auch schon die Thüre desselben öffnete und Jasch in seinem Schnurenrock, mit einem Lichte in der Hand, auf der Schwelle erschien. Zugleich fiel der Blick der Reisenden durch den finstern

Flur in die offene Küche, auf deren riesigem Heerd ein hellloderndes Feuer glühete, das seinen röthlichen Schein gastlich ihnen entgegen sendete. Jasch, der an diesem kalten Winterabend wohl auf keine Gäste rechnete, hielt sein Licht hoch, um die Angekommenen näher in Augenschein zu nehmen und zu sehen, ob sie seiner Dienste werth seien. Kaum aber hatte er die jungen Mädchen erkannt, als er vor Schreck das Licht fallen ließ, die Hände zusammenschlug und entsetzt ausrief:

„Jesus, Maria und Joseph, unsere Fräuleins!“

Zugleich schlug auch die Küchenthür zu und die Reisenden befanden sich, durch den Contrast, in der tiefsten Dunkelheit. Jasch faßte sich übrigens sehr bald und schrie mit Stentorstimme in den Flur hinein.

„Jadwiga! Marischa! Kascha! Licht! Bringet Licht! Bringet schnell Licht! unsere Fräuleins sind wieder da!“

Auf das laute Rufen öffneten sich sofort mehrere Thüren, und Gestalten mit Lichtern, oder kleinen blechernen Oellampen erschienen, um zu sehen, was geschehen sei. Selbst in der obern Etage hörte man eine Thüre öffnen, und die hallenden Schritte des Hausherrn ließen sich auf dem weiten, mit Fliesen

gepflasterten, Vorflur vernehmen. Die Schwestern entstiegen jetzt mit möglichster Schnelle dem Schlitten, wobei ihnen nicht allein Jasch, sondern auch Michel dienstfertig half, der ihnen zugleich vertraulich in das Ohr flüsterte:

„Na! ich weiß, die Fräuleins werden schon für mich bei dem Herrn sprechen, und da habe ich keine Furcht, wegen meiner nicht.“

„Ja, ja, Michel!“ versicherte Agnes, „ich werde den Vater schon Euretwegen bitten; seid nur recht sorgfältig mit dem Pferde des fremden Herrn.“

„Ohne Sorgen, Fräulein! und meine armen Thiere will ich pflegen, daß sie den Schrecken und die Angst bald vergessen sollen.“

Die jungen Mädchen eilten die Treppe hinauf, in die Arme ihres überraschten Vaters, der mit Bestürzung ihren verwirrten, abgebrochenen Bericht anhörte, kaum verstand, was eigentlich vorgegangen sei, aber doch schon mit dankbarem Druck die Hand des fremden Mannes ergriffen hatte, da er instinctmäßig ahnte, daß dieser der Retter seiner Töchter gewesen. Er führte nun vor allen Dingen die Angekommenen in das warme Zimmer, wo ihr Erscheinen neue Bestürzung, neue Fragen hervorrief.

Nachdem nun die Familie aus der noch immer etwas verwirrten Erzählung der Schwestern, aus dem klareren Bericht des jungen Mannes, die gehabten Unfälle genau erfahren, nachdem die Mutter sich bis zur Ohnmacht darüber entsetzt, indessen schnell wieder erholt und dem Retter auf das Wärmste gedankt hatte, beruhigte sich allmählig die Aufregung. Man setzte sich um das Feuer eines Kamins, dessen riesige Dimensionen an die gute alte Zeit erinnerte, wo man das Wort „Holzersparniß“ noch nicht gekannt zu haben scheint.

Constantin, dessen Platz an der Seite dieses Kamins ihm eine Umschau im Zimmer gestattete, benutzte dies, um sich seinen neuen Aufenthalt genauer zu betrachten. Es war ein großes, sehr hohes Gemach, mit gewölbter, reich in Stuccatur verzierter Decke.

Die riesigen Flügelthüren, welche in die Nebengemächer führten, waren in geschwungenen Linien sorgfältig ausgearbeitet; die reiche Vergoldung jetzt allerdings trübe und erblindet — ebenso wie die der in gleicher Zierlichkeit gearbeiteten Fensterläden — zeugte doch mit ihrem verblichenen Glanze von dem Kunstsinn und der Prachtliebe vergangener Jahr-

hunderte. Die Tapeten von dunkelm Leder, mit goldenen Ranken durchwirkt, standen mit ihrem glanzlosen Gold gleichfalls in Harmonie damit, und der Raum über den Thüren wurde durch große, in schmale Rahmen gefaßte Oelbilder ausgefüllt, deren dunkles Colorit indessen kaum den gemalten Gegenstand mehr erkennen ließ.

Leider wurde der alterthümliche Eindruck des Zimmers durch das Ameublement zerstört, welches dazu in einem schroffen Contrast stand. Es waren moderne, einfach und gradlinig gearbeitete Möbel und nur der in die Wand gelassene, halb erblindete Spiegel, mit seinem zierlich geschnitzten Rahmen und der geschweiften, reichen Console, paßten zu der vergangenen Pracht. — Außer dem schon erwähnten Kamin wurde das Zimmer noch durch einen großen, etwas unschön weit in das Gemach tretenden, Ofen erwärmt, auf dessen weißen Kacheln sich blaue Figuren, ja ganze Landschaften, mit ziemlichem Geschicke eingebrannt, zeigten. Der große Raum, welcher sich zwischen diesem Ofen und der Wand befand, rechtfertigte die Redensart: „Drei Meilen hinter dem Kachelofen;" womit man in Preußen reiselustige Kinder abzufertigen pflegt.

Die beiden jüngsten Kinder der Familie, zwei Mädchen von acht und zehn Jahren, hatten diese Reise eben angetreten, denn sie waren beim Anblick des ganz unbekannten, jungen Mannes sofort in diesen sichern Winkel geflüchtet, von wo sie ihre hübschen Blondköpfe hervorsteckten, um den Fremden zu beobachten.

Der Wirth hatte ihm gleich anfangs erklärt, daß von einem Fortreiten am andern Morgen — selbst wenn sein Pferd dazu tauglich — gar nicht die Rede sein könne. Dergleichen kurze Besuche seien in Westpreußen nicht Mode, und da er nun einmal in die Provinz verschlagen sei, müßte er sich wohl oder übel in ihre Sitten fügen. Da Constantin zugeben mußte, daß er kein besonders dringendes Geschäft zu erledigen und daher wohl Zeit zu einem längeren Aufenthalte habe, so erklärte der Hausherr, morgen früh einen Boten nach Neuhoff zu seiner Schwester senden zu wollen, um sie über das Ausbleiben der erwarteten Nichten zu beruhigen, und dann denselben auf der Rückkehr nach Neuenburg zu schicken, um das Gepäck des Gastes zu holen. „Morgen Abend haben Sie die Sachen hier,“ setzte der Wirth freundlich hinzu, „und dann keinen Grund, uns so bald davon zu laufen.“

„Aber um auf etwas Anderes zu kommen. — Worin bestehen eigentlich Ihre Geschäfte in der Provinz, Herr Erhardt?“

Bei der unbefangen gestellten Frage hob Agnes den, auf die Arbeit gesenkten, Kopf rasch empor, und selbst das ruhige blaue Auge Valerie's blickte mit einiger Spannung nach dem Gefragten. Dieser schien überrascht und offenbar ein wenig verlegen. Er zögerte und sagte dann langsam:

„Man hat mir gesagt, daß sich in der Provinz sehr vortheilhafte Gelegenheit zu Güterkäufen findet. Ich will mich der Landwirthschaft widmen und gedenke mich hier anzukaufen.“

„Jetzt im Winter Güter kaufen?“ rief sehr erstaunt der Wirth, „und Sie wollen sich erst der Landwirthschaft widmen?“ — Er blickte seinen Gast, wie prüfend, einige Augenblicke an, und war es der Widerschein des Feuers, oder war es die Röthe des verrätherischen Blutes, er sah eine dunkle Gluth auf den Wangen des Fremden, der bei diesem unbequemen Anschauen den Kopf zur Seite wendete, wie um der Beobachtung zu entgehen. Um der Verlegenheit des jungen Mannes ein Ende zu machen, setzte der Hausherr jetzt schnell und freundlich hinzu:

„Nun, das freut mich von Herzen! da kann ich Ihnen ja mit Rath und That an die Hand gehen; ich kenne alle Güter viele Meilen in der Runde."

„Ist das Verhältniß mit den Polen nicht unangenehm?" fragte Constantin jetzt etwas hastiger, „ich gestehe, daß ich mich davor fürchte."

„Das haben Sie wahrlich nicht nöthig. Die Polen sind gute und geschickte Arbeiter, die allerdings strenger Beaufsichtigung bedürfen."

„Das meinte ich eigentlich nicht," sagte der Andere zögernd; „ich meine das nachbarliche Verhältniß mit den polnischen Gutsbesitzern."

„Gerade dies ist, im Gegentheil, bis jetzt so angenehm als möglich. Für einen jungen Mann, wie Sie, wird der Umgang mit Polen sogar sehr verlockend sein. Sich gut unterhalten, lachen, Späße, tolle Streiche machen, kann man viel besser mit den Polen wie mit den Deutschen; sie verstehen das Leben zu genießen, wenn auch der Becher zuweilen überschäumt. — Meine liebe Alte da, ist zwar nicht sehr eingenommen für unsere polnischen Nachbarn," fügte der Hausherr lachend und auf seine Frau weisend hinzu: „Die Polinnen haben leider nicht dieselbe Leidenschaft für Scheuerfrauen und große Wäschen,

womit die deutschen Hausfrauen behaftet sind, und bei dem Anblick von Fett oder sonstigen Flecken — womit ein polnischer Haushalt in der Regel versehen ist — kann sich meine liebe Frau eines innerlichen Schauders niemals erwehren."

Frau, oder wie es damals sehr häßlich hieß, Madame Lambert, welche von ihrem Manne so neckend in das Gespräch gezogen wurde, legte ihren Strickstrumpf nieder und entgegnete ernsthaft:

„Nun Lambert! Du wirst hoffentlich selber gestehen, daß Flecken keine angenehme Zugabe auf dem Fußboden, oder in dem Tischtuch sind. Auch kann ich Dein Entzücken über die Gräfin Malowska allerdings nicht theilen, denn ich finde es sehr unpassend von einer Dame, ihre schlechte Wirthschaft zum Gegenstand des Gelächters der Gesellschaft zu machen."

„Ah! also die Buttergeschichte ist bei Dir noch unvergessen," lachte Lambert. „Lassen Sie sich die Sache erzählen, lieber Erhardt! — Die Gräfin Walewska also, ist eine wunderbar schöne junge Frau, mit brennend schwarzen Augen, einer Taille zum Umspannen, einer schönen Hand, einem wahren Kinderfuß, graziösen Bewegungen und einem entzückenden Benehmen, alles Eigenschaften, die den Polinnen erb

und eigenthümlich zu sein pflegen. Sie ist dabei geistig belebt, höchst anregend in der Unterhaltung, und wenn auch nicht gerade, was wir unterrichtet nennen, so doch hinreichend bekannt mit den gegenwärtigen Interessen der Welt, um die mangelnde Kenntniß der vergangenen übersehen zu lassen. Wie alle Polinnen ist sie Enthusiastin für ihr Vaterland und widmet diesem ihr ganzes Interesse, sie benutzt deshalb ihre geistige Ueberlegenheit, den Zauber ihrer Schönheit und Anmuth dazu, die sie umgebende Männerwelt, zur thatkräftigen Rache gegen die Unterdrücker aufzustacheln.

„Kann eine solche Frau noch Zeit und Neigung für die Kleinlichkeiten einer Wirthschaft haben? — Macht sie doch mit unnachahmlicher Grazie die Honneurs ihres Hauses, dessen gastliche Hallen dem Strom der Gäste immer offen stehen. Das Schloß wird daher nie von Besuchern leer, und wir waren gar nicht erstaunt, als wir — zu einem Mittagessen dort eingeladen — über fünfzig Personen anwesend fanden. Die Unterhaltung war lebhaft, die Gräfin selber bezaubernd, und ich glaube, in der ganzen Gesellschaft war meine liebe Frau die Einzige, welche bemerkte, daß die uns bestimmte Stunde lange vor-

über sei, ohne daß man das Essen gemeldet. Da tritt ein ziemlich verstört aussehender Diener in das Zimmer und flüstert der Gräfin einige Worte zu. Sie lacht hell auf und zur Gesellschaft gewendet, ruft sie laut:

„Das ist eine ganz köstliche Geschichte! eben läßt mir mein Koch melden, daß er nicht weiter kochen kann, da keine Butter im Hause sei. Was die Leute bornirt sind, ist doch unglaublich, warum hat der dumme Mensch nicht längst einen berittenen Boten in die Nachbarschaft deshalb geschickt? — Aber wie wäre es mit einem Spaziergang in den Garten? Unser Diner bekommen wir ja vor einigen Stunden nun doch nicht!"

Die Gräfin erhob sich, die ganze Gesellschaft folgte lachend, man war sehr heiter und aß eben nur einige Stunden später als sonst zu Mittag.

„Ich frage Sie, Herr Erhardt! ob ein solches Benehmen nicht höchst tadelnswerth ist?" wendete sich Frau Lambert eifrig an ihren Gast. „Eine deutsche Dame wäre doch, bei einem solchen Fall, vor Scham ganz außer sich gewesen."

„Eine Deutsche, ja!" nahm wieder ihr Mann das Wort, „aber eine polnische Hausfrau ist durch

eine solche kleine Calamität eben nicht aus der Fassung zu bringen. Sie haben andere, höhere Interessen und halten alle wirthschaftlichen Details unter ihrer Würde. Sie sehen deshalb mit vornehmer Herablassung auf die bürgerliche deutsche Hausfrau, welche solchen Domestikendienst selbst übernimmt. Was diese als Pflicht ansehen, betrachten jene als eine Erbärmlichkeit.

„Ihr lieben deutschen Frauen dagegen würdet, und wenn ganz Deutschland abermals unter dem Joch des Fremden seufzte, nach wie vor für Küche und Wirthschaft Euer reges Interesse behalten. Oelfleck würde Euch, unter der eisernsten Knechtschaft, immer noch Oelfleck bleiben, und Ihr würdet ihn mit demselben Schauder wie sonst betrachten. Mit einem Wort, Ihr würdet Euch nie auf den höheren Standpunkt der polnischen Damen schwingen.“

Es war ein halb ernsthafter, halb spaßhafter Ton, in welchem Lambert diese Worte sprach, der seine Zuhörer zweifelhaft machte, ob er im Ernst oder nur scherzend gesprochen. Seine Frau sah ihn von der Seite an, um diesen Zweifel zu lösen, da aber seine Mienen dem Tone angepaßt waren, sagte sie beinahe verdrießlich:

„Ich denke, Ihr Männer könntet wohl zufrieden damit sein, wenn Eure Frauen das Haus über Alles stellen. Ich kann mir unmöglich denken, daß sich die Ehemänner behaglicher an der Seite einer auf einem andern Standpunkt stehenden Gattin fühlen würden.“

„Aber, meine liebe Alte, wer hat Dir denn gesagt, daß sie sich behaglich dabei fühlen?“ fiel ihr lachend Lambert in das Wort. „Ich habe behauptet, daß die Polinnen entzückend sind, daß ich mich gern mit ihnen unterhalte, aber niemals ist es mir eingefallen, eine Polin zu meiner Frau zu wünschen. Im Gegentheil, ich sage aus vollem Herzen: Dank den deutschen Frauen, daß wenigstens sie der eigentlichen Aufgabe des Weibes fast immer eingedenk bleiben. Ist ihnen die Außenwelt deshalb doch unverschlossen, nur darf das Interesse dafür immer erst die zweite Stelle einnehmen. Sind sie darum benachtheiligt? Darf der Segen, die irdische Vorsehung des Hauses zu sein, eine geringe Pflicht genannt werden?“

„In ihren Einzelheiten betrachtet, mag diese Thätigkeit kleinlich erscheinen, aber setzt sich das Leben der Männer etwa nicht auch aus kleinem Schaffen zusammen? Muß ich nicht ebenso mich fortwährend mit dem Detail beschäftigen, hat der Jurist, hat der

Soldat, der Fabrikant und wie alle die verschiedenen Lebenswege sich benennen mögen, nicht auch fortwährend mit dem Kleinlichen zu thun? — Unser ganzes Leben ist ja, nahe betrachtet, ein Mosaikbild, und zwischen Mann und Frau ist nur der Unterschied, daß Ihr ein sehr großer Theil eines kleinen Ganzen seid, wir dagegen einen sehr kleinen Theil eines großen Ganzen bilden und so wird, meines Erachtens, die Wage ziemlich gleich stehen. — Bist Du nun mit mir zufrieden, meine liebe Alte?" schloß Lambert, zu seiner Gattin gewendet, seine Rede, die er im Allgemeinen ernster gesprochen, als dies sonst in seiner Art zu liegen schien.

Die Hausfrau reichte ihrem Manne die Hand, ehe sie aber eine Antwort geben konnte, erschien Jasch, um das Abendessen zu melden, welches in der Regel erst um neun Uhr eingenommen wurde. Die Gesellschaft begab sich dazu nach einem der angrenzenden Zimmer, wo zwei der höheren Wirthschafts-Inspectoren sich bereits befanden. Da außer der Familie noch die Gouvernante und die Wirthschafterin, „Mamsell Minchen", anwesend waren, so war die Tafel ziemlich groß. Constantin erstaunte daher, als Lambert, nachdem er sich niedergelassen, ihm sagte:

„Sie finden unsern Tisch jetzt klein, unsere drei Knaben mußten leider des Gymnasiums wegen schon so früh aus dem Hause und so wird die jüngere Generation Lambert jetzt nur durch die anwesenden vier Mädchen präsentirt."

Das Essen war einfach aber schmackhaft, und wurde in solcher Fülle aufgetragen, daß die Hausfrau, ohne Herzklopfen, noch ein Dutzend unerwartete Gäste dazu hätte empfangen können. Nach demselben zog sich die Familie wieder in das Wohnzimmer zurück, während die Inspectoren ihre Verbeugung und Mamsell Minchen ihren Abschiedsknix machten. Als man wieder um den Kamin saß, brachte Jasch die Ingredienzien eines Punsches, und der Vater forderte seine Tochter Valerie auf, denselben zu bereiten.

„Bei uns ist der Wein zu theuer, um ihn viel zu trinken," sagte der Hausherr seinem Gaste. „Wir bekommen nur guten und schweren Wein hierher — denn der leichtere würde den theuren Transport nicht lohnen — aber wir nicht reichen Leute müssen uns im Genusse desselben einen großen Zügel auflegen. Dafür haben wir den gemüthlichen Punsch, für den ziemlich alle Bewohner der Provinz eine Leidenschaft besitzen, und ohne den wir uns kaum einen recht be-

haglichen Winterabend denken können. — Lassen Sie mich dieses erste Glas auf Ihr Wohl, auf einiges Gefallen und deshalb langes Verweilen bei uns ausbringen."

Constantin stieß dankend mit seinem Glase an; das Benehmen des Wirths, die warmherzige Art des Empfangs in der ganz unbekannten Familie, that ihm wohl und er segnete im Stillen den Zufall, welcher ihn so unerwartet in dies Haus geführt.

Wenn sich auch ein recht behaglicher Winterabend ohne Punsch wohl denken läßt, so schien dieser Letztere den gegenwärtigen Abend doch ganz besonders gemüthlich zu machen, denn man plauderte lebhaft zusammen, man vergaß die Zeit darüber und es war Mitternacht vorbei, als der Gast aufstand, um sich in sein Schlafzimmer zurückzuziehen. Jasch war mit einem Lichte bereit, ihn zu führen, und als er sich von der Familie verabschiedete, rief ihm Agnes neckend zu:

„Sie fürchten sich doch nicht vor Gespenstern? In unserm alten Schlosse gehen sie natürlich in Schaaren um, und Ihr Zimmer ist ganz besonders der Tummelplatz dieser schattenhaften Gäste. Auf zahlreichen Besuch müssen Sie sich also gefaßt machen."

Constantin gab eine lachende Erwiderung und versprach den angenehmsten Wirth zu machen. Jasch führte ihn dann über den großen, mit viereckigen Quadern gepflasterten Flur, welche in dieser Stille ihre Tritte fast unheimlich laut widerhallen ließen, in ein Gemach, dessen sonderbare Verhältnisse einen eigenthümlichen Eindruck machten.

Ein riesiges Fenster stieß gewissermaßen mit dem Kopf an die Decke, welche ihm offenbar zu früh ein Ende machte, so daß seine Breite im Mißverhältniß zu seiner Höhe stand. Die Thüre, durch welche sie eingetreten, war dreimal so groß, als die ihr gegenüberliegende, und das Muster der Tapete, welches Architektur und namentlich eine lange Säulenhalle vorstellte, war ebenso unbegreiflich durch die Decke gekürzt. Dazu kam ein so umfangreicher Ofen, daß er beinahe den zehnten Theil des Raumes einnahm, und auch auf ihm ruhete fast ängstlich nahe die niedere Decke. —

Constantin sah sich bei der ziemlich trüben Beleuchtung des von Jasch hochgehaltenen Lichtes, die wunderbaren Verhältnisse des Zimmers an, und richtete dabei einen unwillkürlich fragenden Blick auf den Diener. Dieser, der die ganze Gewandtheit und

Schlauheit eines polnischen Bedienten besaß, verstand sogleich, was den Gast frappirte und sagte im geläufigsten Deutsch:

„Der gnädige Herr wundert sich über das niedrige Zimmer, aber es ist nur der vierte Theil von einem großen Saal, der abgelegen lag und nicht zu brauchen war. Da sind nun Wände zwischen durchgezogen. Hier nebenan ist noch eine Fremdenstube und in den beiden obern Zimmern hat unsere Frau ihre Aepfel und sonstigen Vorräthe.“

Er stellte das Licht auf den Tisch und entfernte sich, da Constantin seine weiteren Dienste nicht verlangte.

Als er allein war, schien er ungeachtet der späten Stunde, an keinen Schlaf zu denken, denn er begann in seinem Zimmer auf und niederzugehen. Das auf blankgeputztem Messingleuchter gesteckte Talglicht erhellte das Zimmer nur schwach und es gab in dem großen niederen Raume viele dunkle, unbeleuchtete Stellen. Nachdem Constantin seine Promenade eine Zeit lang mechanisch und in Gedanken fortgesetzt hatte, ohne an seine Umgebung zu denken, nahm er plötzlich die Kerze und versuchte, dicht an den Wänden damit hinleuchtend, sein Zimmer in näheren Augenschein zu nehmen.

Aus dem Muster der Tapete konnte sich eine einigermaßen lebhafte Phantasie leicht einen Roman zusammensetzen. Da erhob sich in einem Garten von dicht geschorenen Hecken, unterbrochen von Rondelen und gemauerten Wasserbassins, ein schönes Schloß, wenn auch nur der untere Theil desselben zur Anschauung kam, mit hohem Säulenportal, aus dessen Hallen Herren in gestickten Gallaanzügen und Damen in bauschigen Reifröcken traten. Sie schienen Alle in beneidenswerther Laune, denn die Herren lächelten und die Damen lächelten, obgleich der Zuschauer diese Heiterkeit nicht recht begreifen konnte, da sie Alle geradeaus sahen, und ihre Blicke dadurch auf einen Neptun fallen mußten, der ziemlich drohend seinen Dreizack schwang. Weiter in der Tiefe des Gartens sah man abermals menschliche Figuren, Statuen und Tempel, und die eine ganze Seite der Wand wurde von einer langen Säulenhalle eingenommen, deren oberer Fries indessen durch die niedere Decke ebenfalls dem Auge entzogen war. Ganz am Ende dieser Gallerie schritt eine, in Uniform aus den Zeiten Friedrichs des Großen, gekleidete Gestalt, welche dem Zuschauer den Rücken wendete und nur den Kopf wie neckisch zurückdrehte, um einen lachenden Blick aus

listig funkelnden Augen auf ihn zu schleudern. Der Ausdruck dieses Blickes war so belebt, die Augen blitzten so lebendig, daß Constantin, der mit seinem Lichte dicht herangetreten war, unwillkürlich davor zurückschreckte. Er lachte dann selbst über diesen Schrecken und sagte laut:

„Bist Du vielleicht der gespenstische Gesell, dessen Besuch mir angekündigt ist? — Nun, Du scheinst ein heiterer Cumpan und Deine Gesellschaft soll mir angenehm sein. Ebenso wie ich diese ganze lachende Gruppe da willkommen heiße," fuhr er mit einer scherzhaften Verbeugung gegen die gemalten Herren und Damen fort, „wenn sie mich mit ihrer Gesellschaft beehren will."

Die heitere Stimmung schien aber nicht vorzuhalten, denn sein Gesicht nahm gleich wieder die alte ernste, etwas grübelnde Miene an, und nachdem er das Licht wieder auf den Tisch gesetzt, begann er von Neuem seine Promenade. Der genossene Punsch mochte sein Blut etwas in Wallung bringen und der umfangreiche Ofen, den man erst bei der Ankunft des Gastes geheizt, gewiß dazu beitragen, diese Hitze zu steigern, denn Constantin trat plötzlich an das

Fenster, und ohne Rücksicht auf die schneidend kalte Winternacht, öffnete er es und lehnte sich weit hinaus.

Vor ihm lag beinahe in Wirklichkeit, was er vorher gemalt auf der Tapete erschaut. Ein weiter Garten mit geraden geschorenen Hecken, mit Statuen und gemauerten Wasserbassins, jetzt Alles überdeckt von dicker Schneelast, deren Weiß in dem hellen Sternenlicht funkelte, und weithin alle Umrisse erkennen ließ. In der Ferne sah er, wie sich das Terrain allmälig senkte, und dann bemerkte er die bleiche Fläche des erstarrten Flusses, dessen jenseitige Ufer sich bei dem funkelnden Sternenlicht noch ziemlich deutlich bemerklich machten.

Es war ein schönes winterliches Bild und Constantin schien so in das Auschauen desselben vertieft, daß er die kalte Luft nicht bemerken mußte, denn er hatte den Kopf fest gegen den Fensterflügel gelehnt und stand so regungslos mehrere Minuten. Dann fuhr er langsam mit der Hand über die Augen und der Name „Valerie“, welcher halblaut und schmerzlich über seine Lippen glitt, zeigte nur zu deutlich, daß es weniger die Schönheit der Landschaft, als die Versunkenheit in seine Gedanken gewesen, welche

ihn unempfänglich gegen die Kälte gemacht. Mit dem leisen Ausruf schien der Zauber dieser Gedanken gebrochen, denn wie zu sich selbst kommend, schloß er hastig das Fenster und begab sich zur Ruhe.

Viertes Kapitel.

Das Eiskaroussel.

Trotz der besondern Einladung, welche Constantin an die zu erwartenden gespenstischen Gäste erlassen, schlief er die Nacht ungestört und ohne irgend einen schattenhaften Besuch zu erhalten. Die späte winterliche Sonne war bereits aufgegangen, als er erwachte und seinen Blick, noch halb im Traum, auf die bunten Vorhänge seines Bettes gerichtet hielt, deren große, steife Blumen aussahen, als seien sie aus dem Garten der Tapete hervorgegangen. Es dauerte längere Zeit, ehe er sich in der fremden Umgebung zurechtfand, dann aber trat plötzlich der ganze gestrige Abend vor seine Gedanken und er sprang schnell auf, um seine freundlichen Wirthe nicht zu lange mit dem Frühstück auf sich warten zu lassen.

Als er in das gemeinschaftliche Wohnzimmer

trat, fand er nur die älteren beiden Töchter anwesend, welche artig gewartet, bis der späte Gast zum Kaffee erschiene. Der Hausherr hatte lange gefrühstückt und war in seiner Wirthschaft thätig, ebenso die Hausfrau. Die Unterhaltung zwischen den jungen Leuten war trotzdem lebhaft genug. Die beiden Mädchen gaben sich heiter und unbefangen und selbst Valerie, wenn sie auch nicht die neckische, sprühend lebendige Art der jüngern Schwester besaß, sprach doch belebt und angeregt.

Da man auf ein längeres Bleiben des Gastes rechnete, und ihn deshalb gewissermaßen als Familienglied behandelte, so erklärte Agnes, ihre Clavier-Uebung vornehmen zu müssen und setzte sich an das Instrument, während Valerie sich mit einer Handarbeit an das Fenster begab und in leiserem Tone mit Constantin ein Gespräch führte.

Dieses Gespräch mußte in seinem ferneren Verlauf sehr interessant geworden sein, oder Agnes ihre Uebungsstunde sehr abgekürzt haben, denn als sie mit einem lauten: „Gott sei Dank, das wäre überstanden!“ sich von ihrem Platze erhob, blickte sie Constantin ganz überrascht an und sagte: „Schon fertig?“

„Schon? wahrhaftig ich glaube, ich habe fünf Minuten über eine Stunde gespielt. Vorwärts Valerie, jetzt ist's an Dir! Habe ich mich vor Herrn Erhardt blamiren müssen, — kannst Du Dich nun bewundern lassen," schloß sie lachend ihre Rede.

Sie nahm dann den Sessel Valerie's ein und ebenfalls eine Arbeit zur Hand. Constantin jedoch trat mit Valerie an den Flügel und fing an in den da liegenden Noten zu blättern. Bald fand er einige bekannte Lieder und bat Valerie, sie begleiten zu dürfen. Diese merkte an der Begleitung, daß sie es mit einem geübten Spieler zu thun habe, und als sie einiger Duette für Tenor und Sopran erwähnte, welche sie mit ihrem ältesten Bruder gesungen, übernahm er, zur angenehmen Ueberraschung, dessen Partie. Er sang so vorzüglich, daß Agnes noch nachträglich roth wurde, vor solch geübtem Musiker gespielt zu haben.

Diese Uebungsstunde dauerte sehr viel länger als die erste, und wurde auch mit keinem Seufzer der Erleichterung geschlossen, sondern von dem Bravo des Hausherrn, der eben zu einem der Duette hinzukam. „Die Musik ist in unserm einsamen Landleben eine doppelte Erquickung," sagte er nach dem Schlusse des

Gesanges zu seinem Gast. — „Meine kleine Agnes hier will zwar diese Wahrheit nicht ganz anerkennen, so viel ich ihr auch predige,“ setzte er scherzend zu seiner jüngeren Tochter gewendet hinzu.

„Nicht doch, Papa!“ meinte diese lachend; „ich finde die Musik ganz entzückend, wenn ich Hörerin dabei sein kann, nur von meinen eigenen musikalischen Leistungen bin ich nicht besonders entzückt und das wirst Du mir kaum verdenken.“

Die Hausfrau trat jetzt auch hinzu und zugleich wurde ein zweites Frühstück servirt, welches so reichlich, selbst mit warmen Speisen besetzt war, daß es füglich die Stelle des Mittagessens hätte vertreten können. Nach demselben wurde ein gemeinschaftlicher Spaziergang beschlossen, an welchem auch die Gouvernante und die beiden jüngsten Töchter Theil nahmen, deren Unterricht soeben beendet war.

Der Hausherr erklärte zum allgemeinen Entzücken seiner Töchter, daß man nach dem Eiskaroussel gehen und dort tüchtig umherfahren wolle. Constantin zeigte sich ebenso sehr einverstanden mit dem Plan, da er neugierig war, diese ihm ganz fremde Belustigung kennen zu lernen.

Als man an den, zu dieser Stunde von der

ganzen Dorfjugend belebten See kam, sah Constantin einen dicken Pfahl in das Eis gerammt, auf den ein großes Wagenrad gesteckt war. An dieses Rad war wiederum eine bewegliche Stange befestigt, und am Ende derselbe ein kleiner Schlitten festgemacht. Auf diesen Schlitten stürmten die beiden kleinen Blondköpfe sofort zu, während die halbe Dorfjugend, wie auf Kommando, zum Rade lief. Dies wurde nun in schnelle Schwingung gebracht und in rasendem Tempo durchflog der Schlitten seinen größeren Bogen, daß die kleinen Mädchen hell auflachten und vor Vergnügen mit den Händen zusammenschlugen. Da sich die Dorfkinder, durch diese Zeichen der Zufriedenheit, zu immer schnellerem Drehen des Rades aufgestachelt fühlten, trat zuletzt der Vater besorgt näher und verbot die übermäßige Schnelle, die bei dem geringsten Schwindel von Seiten der im Schlitten Sitzenden sehr gefährlich werden konnte.

Constantin war während dieser Zeit mit den Damen auf dem glatten Eise umhergeschlendert. Das Schlittschuhlaufen war damals bei den Frauen noch nicht Mode, und so hatte Constantin artigerweise die Schlittschuhe, welche man ihm bot, abgelehnt. Das Schlittern oder Schleifen dagegen verstanden sie

Alle vortrefflich, sogar die etwas ernst aussehende Gouvernante, und mit immer neuem Eifer nahm der die Bahn Hinuntergleitende wieder einen Anlauf, um abermals eine Strecke weiter schleifen zu können. Auch der Schlitten wurde zuweilen in Requisition gesetzt und die Damen fuhren abwechselnd im Kreise umher. Constantin jedoch mußte, unter allgemeinem Gelächter, diesen Schlitten sehr bald verlassen, da ihm das tolle Drehen den furchtbarsten Schwindel erregte.

Als man den Heimweg antrat, hatte die ganze Gesellschaft blitzende Augen und geröthete Wangen, und die langen, mit Pelz besetzten Kasawaikas der Damen — unsern jetzigen Jackenpaletots ähnlich — flatterten geöffnet, achtlos im Winde, als zeigte das Thermometer statt fünfzehn Grad Kälte, ebenso viel über dem Gefrierpunkt. Die Sonne strahlte in vollster Pracht vom blauen Himmel und ließ den Schnee überall flimmern und blitzen. Die weißen Bäume hoben sich zierlich gegen das helle Blau des Horizontes ab, und weiterhin verschwamm das Weiß und Blau zu einem schimmernden Duft, der wie ein Silberschleier die Fernen überhauchte und ihre Formen nur ahnen, nicht erkennen ließ.

„Giebt es etwas Schöneres als solch' einen Wintertag," sagte der Hausherr, indem er stehen blieb und seine Blicke rund umher schweifen ließ. „Kann diese winterliche Landschaft nicht den Vergleich mit dem üppigsten Bilde des Südens aushalten? Und doch bedauern uns die guten, mitleidigen Leute, daß wir es hier so kalt, daß wir so viel mit Schnee und Eis zu kämpfen haben. Ich meine aber, wer einmal die stählende Frische eines nordischen Wintertages gefühlt, wer einmal nur die Pracht und Herrlichkeit unserer Schneewelt erschaut, müßte vom Bedauern zum Neide übergehen. — Wer die Poesie des Nordens in sich aufzunehmen vermag, der wird sogar noch in dem naßkalten Novembernebel — der doch als das Unangenehmste angesehen wird — einen gewissen Reiz auffinden können, und selbst die Schrecken des Winters werden ihn noch mit einem heimlichen Entzücken erfüllen. Wenn der nordische Winterhimmel, mit wild zerklüfteten Wolken überdeckt, mit Schneesturm droht, und die Dohlen und Krähen, das Unwetter ahnend, kreischend um den Thurm des Schlosses fliegen, erregt mir das ein unbeschreibliches, inneres Wohlbehagen, welches allerdings vielleicht erregt wird, durch das instinktive Gefühl der eigenen Sicherheit.

Ich glaube, ich würde im Süden vor Heimweh nach dem Norden verschmachten."

„Sie sind bei dieser Empfindung wahrhaft glücklich zu nennen, Herr Lambert!" entgegnete Constantin, als sein Wirth schwieg; „aber ich glaube, es wird wenige Ihrer Landsleute geben, welche sich in so inniger Sympathie mit der sie umgebenden Natur finden."

Lambert sah seinen Gast lächelnd an und antwortete dann nach einer Weile: „Sie wundern sich über den Naturenthusiasmus eines Mannes in meinem Alter? — Aber was wollen Sie? bin ich doch ein Deutscher und habe in dieser Beziehung die ganze Sentimentalität meines Volkes. — Die Vorsehung vertheilt ihre Gaben mit weiser Berechnung; hätte sie dem Italiener, bei der Pracht seiner Umgebung, unser Naturgefühl gegeben, er würde vor Ueberschwenglichkeit sein geistiges Gleichgewicht unbedingt verloren haben. — Aber was ist denn das?" unterbrach der Sprecher sich selbst und horchte auf ein lautes Hundegeheul, welches vom Hofe aus zu der Gesellschaft herüberschallte. „Sind die verdammten Hunde etwa wieder allein auf der Jagd gewesen? da muß ich doch gleich selber nachfragen."

Mit einer leichten Verbeugung gegen seinen Gast eilte der Hausherr voran, während die Andern ebenfalls ihre Schritte beschleunigten, um den Grund des Geheuls zu erfahren, welches ohrenzerreißend zu ihnen herüber tönte. Als sie bei den Wirthschaftsgebäuden ankamen, schien die Execution, welche den Allarm erregt, eben vorüber. Mit gesenkten Köpfen und äußerst niedergeschlagenen Mienen kamen ihnen mehrere Windhunde entgegen, an deren Hals lange, schwere Holzkreuze hingen, welche jede ihrer Bewegungen hemmten. Sie gingen auf die jungen Mädchen zu, wie um sich bemitleiden zu lassen und wurden von diesen gestreichelt und beklagt.

„Hat mein Greif wieder sein häßliches Halsband um? — Kann mein Hornek nicht mehr frei umherlaufen? — Meine arme liebe Diana, muß sie wieder ihr garstiges Holz schleppen?“ Solche Ausrufungen ertönten zahllos von dem Munde der erwachsenen Schwestern sowohl, als aus dem der beiden Kinder, und die Hunde wurden durch dieses Bedauern wieder zu einem leisen Klagegewinsel veranlaßt.

„Laßt die Hunde in Ruhe!“ rief der Vater herüber. „Die Bestien haben mir nicht weniger als drei Hasen zerrissen, aber sie sollen es nur wieder

versuchen, und dann werde ich selber ein Wort mit ihnen sprechen." Die Hunde, als ob sie eine Ahnung von der ihnen versprochenen, jedenfalls nicht ganz angenehmen Unterredung hätten, klemmten den Schweif ein und schlichen leise beiseit, während die Gesellschaft ihren Weg nach dem Schlosse fortsetzte.

„Was man fortwährend Aerger mit den Thieren hat," sagte der ganz erregte Hausherr; „Windhunde sind die ungezogensten Geschöpfe auf Erden, und einsperren darf ich die Bestien nicht, sonst giebt es wieder Revolution im Hause."

„Wie so?" fragte Constantin ganz erstaunt.

„Sie bedenken die zart besaiteten Herzen der Frauen nicht, Herr Erhardt!" entgegnete noch halb im Zorn und doch schon wieder lachend der Hausherr. „Die Thiere heulen, daß es einen Stein erbarmen könnte, und so kam, außer Frau und Kindern, sogar unsere Wirthschaftsmamsell Minchen, eine sehr ruhige, verständige Person, zu mir und erklärte, daß sie, bei dem fürchterlichen Geheul, am Leben verzagen müsse und deshalb ernstlich mit Selbstmordgedanken umginge. Was wollte ich also thun? ich mußte die Missethäter frei geben und sie meine Jagd verderben

lassen, woran sie kaum durch die schweren Holzkreuze am Halse gehindert werden."

„Sie sollten einen Hundezwinger bauen!" sagte Constantin. „Da haben die Thiere hinreichende Freiheit sich umher zu bewegen und sind doch Gefangene."

„Um's Himmels Willen machen Sie dem Papa keinen solchen Vorschlag!" rief Agnes mit komischem Entsetzen. „Sie wissen nicht, daß bei uns verkehrte Reihenfolge herrscht und erst die Thiere, dann die Menschen kommen. Jetzt hatten wir es glücklich dahin gebracht, daß nur noch eine massive Scheune und ein großer Schafpallast gebaut werden, und dann endlich unser altes Schloß eine kleine Berücksichtigung erfahren sollte, damit man wenigstens nicht mehr in Gefahr sei, in die Löcher des Parquets zu stürzen, wenn man sich einmal im Tanze schnell herumdreht."

„Sie sehen, welche naseweise Tochter ich habe," sagte Lambert, mit einem Blick auf diese Tochter, der das Gegentheil von zornig war. „Ihr werdet es, hoffe ich, dem Vater einst danken," fuhr er dann aber ernster fort, „daß ich diese Taktik beobachtete, denn durch sie vergrößere ich mein Vermögen, während ich es durch die umgekehrte Praxis vermindern würde.

Unsere polnischen Nachbarn sind dafür lebendige Beweise. Sie tragen nur Sorge für ihr Haus, für ihre Lebensannehmlichkeit und denken nicht an das Uebrige. Das rächt sich. — Mit ihnen geht es bergab, mit uns deutschen Landwirthen dagegen, die wir fast alle diesem Grundsatz huldigen, geht es bergauf. Haben wir für unsere Wirthschaft erst das Nothwendige geschafft, kommt das Andere dann leicht — wenn das so ein Gelbschnabel von Mädchen auch nicht einsieht," endete er mit einem streng sein sollenden Blick auf seine Tochter.

„Aber sagt mir doch," fing Lambert nach einer Pause von Neuem zu sprechen an, „was erzählt mir der dumme Mensch, der Jäger, von Gespenstern, die sich zeigen, und deshalb natürlich an der Unart der Hunde Schuld sein sollen? — Habt Ihr von dem Unsinn gehört?"

„Ja Papa!" entgegnete Valerie; „Kascha und Marinka wollten gestern Abend nicht mehr allein durch den untern Corridor gehen, und Tomek versicherte mir noch heute Morgen, daß auch das Speichergespenst sich wieder zeige."

„Nun sehen Sie, Herr Erhardt! da soll man nicht die Geduld verlieren;" nahm der Hausherr leb-

haft das Wort. „Neunzehn Jahre lebe ich auf Milowicz und habe es, trotz aller Anstrengung, noch nicht dahin gebracht, den Leuten diesen schauderhaften polnischen Aberglauben auszutreiben. Können Sie denken, daß die albernen Menschen behaupten, ein früher hier lebender junger Mann, welcher in der Armee des großen Friedrich diente —“

„In der Armee Friedrichs?“ unterbrach Constantin, da er an den Soldaten auf der Tapete dachte.

„Ja, es war ein deutscher Graf, der für eine kurze Zeit Milowicz erworben und hier ein wüstes Leben geführt haben soll. Er ist dann von einem Polen im Duell erschossen, und zwar fand dieser Zweikampf in dem untern Flure statt, weshalb diesem Orte hauptsächlich seine nächtlichen Promenaden gelten.“

„Herr Erhardt hat die beste Gelegenheit den „tollen Grafen“ kennen zu lernen,“ sagte Agnes, „denn auf der Tapete seines Zimmers befindet sich sein Portrait.“

„Hat man Ihnen dies Zimmer gegeben? Es ist der Theil eines großen Saals, in welchem der Graf seine tollen Gelage hielt, und in welchem er sich, albern genug, auf der Tapete abmalen ließ.

Ich glaube dies Bild thut viel, die Phantasie der Leute, in Bezug auf seine Gespenstererscheinung, wach zu halten. Sie werden mir aber zugestehen, daß es ärgerlich ist, so lange Jahre darauf hingearbeitet zu haben, den Aberglauben zu zerstreuen, und nun plötzlich wieder auf dem alten Punkt zu stehen."

Die Ankunft der Spaziergänger auf dem Schlosse unterbrach das Gespräch, und das bald darauf servirte Mittagessen zerstreute schnell die Verstimmung des Wirths, der schlechte Laune überhaupt nie lange bei sich zu beherbergen schien.

Fünftes Kapitel.

Die Gespenster.

Der kurze Winternachmittag wurde von den jungen Leuten zu einer Schlittenfahrt benutzt, und Constantin erhielt die Erlaubniß, die beiden ältern Töchter dabei fahren zu dürfen, obgleich Agnes versicherte, ein vornehmer Kutscher sei durchaus nicht ihr Geschmack. Er entledigte sich seiner Aufgabe mit vielem Geschick, und ließ sich nach Beendigung derselben eine Ehrenerklärung von Agnes geben, während Valerie ihm nur mit einem anmuthigen Lächeln für seine Mühe dankte.

Der Abend versammelte den kleinen Zirkel dann wieder um den riesigen Kamin, in welchem Jasch so mächtige Holzscheite gethürmt, daß die Flamme hochaufzüngelnd in den Schlot fuhr, und Constantin halb erschreckt eine Feuersgefahr befürchtete.

Der Abend verging schnell und angenehm, und

es war bereits wiederum recht spät, als der Gast den Weg über den hallenden Flur in sein Zimmer nahm. Er hatte diesmal, da ihm der Weg ja nun bekannt, die Begleitung des Dieners abgelehnt, und als er die Thüre seines Zimmers aufschloß, erschien ihm das weite, niedere Gemach, trotz seiner unpassenden Verhältnisse, behaglich, ja heimisch, daß er sich mit einem Gefühl der Zufriedenheit in einen der weichen, altmodischen Sessel warf, und den Kopf auf die Hand gestützt, sich seinen Gedanken überließ. Diese Gedanken waren jedenfalls angenehmer, als die des gestrigen Abends, denn die Mienen Constantins blieben während derselben erhellt, und das Lächeln, welches um seine Lippen spielte, erschien wie der Widerschein innern Glücks.

Aus dieser angenehmen Träumerei wurde er plötzlich durch einen lauten Schrei, dem ein längeres Gekreische folgte, ziemlich unangenehm aufgeweckt. Er horchte auf und deutlich hörte er durch die Stille der Nacht, noch einmal einen hellen Schreckensruf, ein heftiges Thürenzuschlagen und ein unterdrücktes Stöhnen, welches ihm fast wie ein Sterberöcheln klang.

„Was ist das?“ rief er erschreckt laut aus, indem er aus seinem Sessel sprang. „Klang das nicht

wie Todeswimmern? wird ein Mensch hier im Schlosse ermordet, oder —" Er hielt inne, wie von einem plötzlichen Gedanken überrascht und setzte dann in sehr anderer Weise hinzu, „oder sollte vielleicht der tolle Graf sein nächtliches Wesen treiben?"

Unwillkürlich fiel sein Blick auf die Tapete, als wenn er sehen wölle, ob der Officier noch in seiner Säulenhalle weile. Aber die dunkle Beleuchtung hinderte ihn am Erkennen der Gegenstände, und da in demselben Momente abermals ein schriller Schreckensruf erschallte, nahm er schnell entschlossen das Licht, und verließ sein Zimmer, um die Ursache des Lärmens zu erforschen.

Als er den großen, dunkeln Flur betrat, herrschte, statt des erwarteten Aufruhrs, überall eine Todtenstille um ihn her, und nur seine Schritte hallten laut in dieser Stille wider. Die Flamme seiner Kerze zitterte so heftig in der kalten Luft, daß er genöthigt war, die Hand davor zu halten, um sie vor dem Erlöschen zu bewahren. Aber dieser Schutz nahm zugleich noch einen Theil ihrer Leuchtkraft, und so vermochte er nur wenige Schritte vor sich zu sehen, und mußte seinen Weg vorsichtig, halb tastend fortsetzen.

Da er so langsam vorwärts schritt, sich überall umschauend nach der Ursache des gehörten Lärmens und auf einen neuen Hülferuf lauschend, überkam ihn selber ein unwillkürliches Gefühl des Schauders, und er stand einen Augenblick still, als ob er geneigt zur Umkehr sei. Mit einer kleinen Anstrengung indessen zwang er sich zum abermaligen Weiterschreiten, doch eben so vergeblich lauschte er dabei auf einen Laut, der ihn nach dem Ort des Schreckens führen könne. Wieder wurde die Todtenstille um ihn her nur von dem Geräusch seiner Fußtritte auf den steinernen Fliesen unterbrochen, und der schwache Schein seines Lichtes zeigte ihm nur dunkle, kaum erkennbare Gegenstände, oder spielte mit mattem Reflex auf der glatten Fläche eines polirten Schrankes.

Endlich hatte er die Treppe erreicht, und da er sich erinnerte, daß der hauptsächliche Schauplatz der gespenstischen Erscheinung der untere Corridor sein sollte, beschloß er, dorthin zu gehen. Die Treppe, welche unmittelbar an dem riesigen Flurfenster niederging, hatte aus dieser Ursache noch etwas stärkere Zugluft und trotz aller Vorsicht war, ehe er die Stufen noch ganz herunter geschritten, sein Licht erloschen, und er befand sich in der vollständigsten

Dunkelheit. Es war keine angenehme Lage, in die er dadurch versetzt wurde, denn er war in den unteren Regionen des Schlosses nicht bekannt, und es war anzunehmen, daß zu dieser Stunde kaum ein Mensch dort wach war, um ihn zurecht zu weisen und ihm sein Licht von Neuem anzuzünden.

Als er indessen in den unteren Flur getappt war, dämmerte zu seinem Erstaunen ein schwacher Lichtschimmer vor ihm auf, der ohne Zweifel aus dem Corridore selbst kam. Der Flur wurde durch ein auf Säulen ruhendes Gewölbe gebildet und auch der Corridor, in welchen er, von dem matten Lichtschimmer geführt, endlich einlenkte, war überwölbt. Der Lichtschein kam von einer kleinen Blechlampe her, welche man in eine der für die Erleuchtung bestimmten Vorrichtungen gestellt, sonst aber erschien der Corridor eben so still und todt, wie alle vorher durchschrittenen Räume.

Constantin schwankte, ob er weiter vordringen sollte. Er war fest überzeugt, daß ihn ein Traum, oder ein Schrei aus der Ferne — welcher durch die klare Winterluft so hell schallte — getäuscht habe, und doch war es ihm befremdend, hier noch Licht zu finden, da ihm Mamsell Minchen, die Wirthschafterin,

als eine Person geschildert worden war, welche ein strenges Hausregiment führte. Die Lampe hing etwa auf der Mitte des Ganges, und so mußte er wenigstens bis dorthin gehen, um an ihr sein Licht anzuzünden. Der flackernde Schein dieser Lampe gab eben hinreichende Helle, um ihn nicht stolpern zu lassen, und die Schatten, welche in den vielfachen Nischen lagerten, erschienen ihm dabei gespensterhaft genug, um furchtsame Leute zu erschrecken und sie an Geister denken zu lassen.

Als er mit einiger Mühe sein Licht an der hoch gehängten Lampe angezündet, und nun mit diesem in die Tiefe des Corridors leuchtete, war es ihm, als ob der Schatten in einer der Nischen plötzlich Leben bekomme. Langsam und geräuschlos glitt ein dunkler Gegenstand daraus hervor und wie Constantin, voller Ueberraschung, ein paar schnelle Schritte vorwärts that, um denselben besser zu erkennen, sah er die Umrisse der bekannten Gestalt des tollen Grafen.

Die Erscheinung hatte ihm den Rücken zugewendet, und ebenso wie auf der Tapete sah der Lauscher die hohen Gamaschen, die zierlich zusammengehefteten Rockzipfel, den rothen Kragen, den langen gepuderten Zopf und den dreieckigen Hut. Und jetzt,

wie die Gestalt langsam bis an die Biegung des Corridors geglitten, wendete sie den Kapf zurück, und das stark geröthete Gesicht, das blitzende Auge mit dem spöttisch lachenden Ausdruck, war deutlich, selbst in dieser Entfernung, erkennbar. Kein Zweifel, es war das lebendig gewordene Bild von der Wand seines Zimmers, und Constantin, erstarrt vor Ueberraschung und Schrecken, blieb noch eine Weile, nachdem die Erscheinung verschwunden, regungslos auf derselben Stelle und blickte nach dem Orte, wo sie seinen Augen entschwunden war.

Aller lächelnde Zweifel, aller höhnende Skepticsmus, welchen er sonst dem Gespensterglauben entgegengesetzt, verließ ihn in diesem Augenblick, und die oft verspottete Gespensterfurcht sträubte sein Haar empor und schlug ihre Eiseskrallen in sein Herz, daß der warme Strom des Blutes vor Kälte zu erstarren schien. — Bald indessen siegte die natürliche Unerschrockenheit über die augenblickliche Furchtsamkeit und Constantin, wie im Zorn über die Schwäche, schritt rasch vor und verfolgte den von der Erscheinung genommenen Weg.

Die Biegung des Corridors führte diesen nur in sehr geringer Entfernung weiter, und er wurde durch

ein Fenster geschlossen, welches demselben wahrscheinlich das nothwendige Licht zuführte. Constantin rüttelte heftig an diesem Fenster, um zu erforschen, ob die Erscheinung durch dieses vielleicht ihren Weg genommen. Aber es war durch den Frost so fest geschlossen, daß er unmöglich fand, es zu öffnen, und außerdem sah er durch eine der Scheiben eiserne Traillen schimmern.

„Nun, so ist das Gespenst durch eine dieser Thüren geschlüpft,“ sagte er sich umsehend. „Eine Hallucination konnte es nicht sein, denn das gehörte Geschrei steht unbedingt mit der Erscheinung in Verbindung, und so denke ich wird dieser Geist wohl Fleisch und Blut haben. Er soll mich aber wahrhaftig nicht umsonst aus meinem Zimmer gelockt und mir Schrecken eingeflößt haben; ich bin, wie König Philipp, sehr lüstern ein Wort mit diesem Geist zu reden, und so bin ich genöthigt, vielleicht die nächtliche Ruhe harmloser Schläfer zu stören.“

Er klopfte bei diesen Worten laut an eine der nächsten Thüren, und ein Stimmenmurmeln und unterdrücktes Wimmern antwortete von Innen auf dies Klopfen.

„Wie? sollte hier der Schauplatz sein, von dem

aus die gehörten Schreckensrufe zu mir tönten?" rief Constantin aus, indem er abermals laut pochte.

Ein lautes, „Jesus, Maria und Joseph!" einige ihm unverständliche polnische Ausrufe und ein: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" schallten aus dem Zimmer.

„Das ist sehr gut," lachte Constantin, „jetzt scheine ich für ein Gespenst gehalten zu werden, obgleich mein Klopfen doch nicht entfernt geisterhaft, sondern ziemlich massiv war. Warum machen aber die dummen Frauenzimmer nicht auf? denn Frauenstimmen schienen es doch alle zusammen zu sein. — Nun? — Oeffnet! öffnet!" rief er, sein Klopfen wiederholend.

Aber vergeblich lauschte er auf Tritte, es blieb Alles still und nur das alte, unterdrückte Wimmern tönte in sein Ohr. Unschlüssig was zu thun sei, stand er eine Weile nachsinnend da, als sich eine der andern Thüren öffnete und Mamsell Minchen, im vollen Anzug mit einem Lichte in der Hand, in den Corridor trat.

Sie war eine kleine, korpulente Person in den besten Jahren, deren behäbige Erscheinung Vertrauen zu ihrer Wirthschaftsführung erweckte, und

wie sie so ruhig auf der Schwelle stand, mußte ihr bloßer Anblick jeden Gedanken an Gespenster verscheuchen.

„Befehlen der gnädige Herr irgend Etwas?“ fragte sie wie in Erstaunen, gemischt indessen mit einiger Kälte, welche andeutete, daß Befehle zu dieser Stunde unpassend sein würden.

„Ich suche Aufklärung über eine mir bis jetzt unerklärliche Begebenheit; helfen Sie mir dabei!“ entgegnete Constantin.

„Der gnädige Herr werden sich näher erklären müssen,“ antwortete Mamsel Minchen kühl.

„Ist das Ihr Zimmer?“ fragte Constantin, auf die offene Thür deutend.

„Ja! aber ich weiß nicht —“

„Und diese Thüre führt?“ inquirirte der Frager weiter.

„In das Zimmer der Mägde.“

„Gut! Oeffnen Sie diese Thüre! Vor einer Viertelstunde rief mich ein Hülferuf aus meinem Zimmer, der, wie ich jetzt vermuthe, von hier aus ertönte.“

„Die Mägde haben wohl im Traum geschrieen, so ungebildeten Leuten passirt das öfter,“ sagte Mam-

sell Minchen, die keine Miene machte das Zimmer zu öffnen.

„Es war kein Traum, sondern wie ich glaube, ein Geist der sie erschreckte; öffnen Sie, damit wir sie von ihrer Gespensterfurcht befreien.“

„Der gnädige Herr belieben zu scherzen,“ bemerkte Mamsell Minchen mit ihrer früheren Eisesmiene: es giebt gar keine Gespenster.“

„Was? es giebt keine Gespenster? Habe ich nicht so eben selber den Geist des tollen Grafen gesehen.“

„Der gnädige Herr belieben zu scherzen,“ sagte wiederum Mamsell Minchen, mit einem Gesicht, als ob sie dieses Scherzes recht herzlich überdrüßig sei.

Sehr ruhig scheint sie zu sein, darin muß ich dem Hausherrn jedenfalls Recht geben, dachte Constantin. „Ich scherze wirklich nicht,“ sagte er dann laut, „und da es nach Ihrer Versicherung hier keine Gespenster giebt, so muß es also ein lebendes Wesen gewesen sein, welches sich in eine Maske gesteckt.“

„Und zu welchem Zweck sollte das geschehen sein?“

„Das ist eine äußerst praktische Frage, die ich

aber leider noch nicht beantworten kann; Sie sollen mir eben helfen das Räthsel zu lösen."

„Würde es der Mühe lohnen?"

„Der Tausend auch!" rief Constantin ärgerlich aus, da ihn die Ruhe der Haushälterin etwas außer Fassung setzte. „Ich höre ein Geschrei, daß ich glauben muß, es wird hier Jemand ermordet; ich tappe beinahe im Finstern von meinem Zimmer bis hierher, sehe mit meinen eigenen Augen die lebendig gewordene Gestalt des tollen Grafen durch den Corridor gleiten, und Sie meinen, es würde nicht der Mühe lohnen, Nachforschungen deshalb anzustellen."

„Der gnädige Herr haben zu befehlen," entgegnete mit derselben unbeweglichen Miene Mamsell Minchen. „Welchen Raum wollen Sie untersuchen?" fragte sie gegen die verschiedenen Thüren vorgehend. „Hier ist die Thür zu meiner Vorrathskammer! hier die Thüre, welche in den Milchkeller führt! hier —"

„Alle diese Thüren will ich nicht öffnen, sondern vor allen Dingen die Mägde examiniren."

Ein leichter Schatten flog über das ruhige Gesicht der Wirthschafterin, ihr Schritt stockte, als ob sie geneigt sei, dem Wunsche nicht zu entsprechen; doch schien sie sich anders zu besinnen, denn gegen die be-

zeichnete Thür vorschreitend, sagte sie, dieselbe langsam öffnend: „Der Bericht der Mägde wird nur mehr Verwirrung, keine Aufklärung geben, diese abergläubischen Geschöpfe sehen überall Gespenster.“

Das Zimmer, in welches man trat, war ein großes gewölbtes Gemach, dessen Decke durch einen dicken Pfeiler in der Mitte gestützt wurde. Um diesen Pfeiler hatte man einen Tisch angebracht, auf welchem ein brennendes Licht stand, das aber, selbst im Verein mit den beiden Kerzen, welche die Eintretenden in der Hand hielten, das Gemach fast dunkel ließ. Merkwürdigerweise fanden die Hereinkommenden das Zimmer ganz leer, und Constantin ließ mit einigem Befremden seine Blicke überall umherschweifen.

„Marischa! Justine! Kascha und Ihr Andern! welchen Unfug treibt Ihr wieder Alle?“ rief, zu seinem noch größeren Befremden, Mamsell Minchen mit strenger Stimme in das leere Zimmer. „Augenblicklich kommt hervor! und betragt Euch wie Menschen die Vernunft haben!“

Ein Stimmenmurmeln, ein allgemeines Aufseufzen erfolgte und unter den Betten, die an den Wänden entlang standen, unter dem Tisch, ja hinter dem Ofen hervor, krochen eine Anzahl Mädchengestalten

und stellten sich, die verwirrten Haare aus dem Gesicht streichend, mit verstörten Mienen vor ihre strenge Herrin.

„Sie sehen, gnädiger Herr, in welchem Zustande diese Geschöpfe sind, und daß von ihnen keine Aufklärung irgend welcher Art zu erwarten ist.“

„Ich hoffe doch!“ meinte Constantin, den die Sache zu belustigen anfing. „Habt Ihr nicht Alle heute Nacht das Gespenst des tollen Grafen gesehen?“ fragte er die vor ihm stehenden Mädchen.

Ein allgemeines Aufschreien, ein theilweises Bekreuzigen und die Hände vor das Gesicht schlagen, war die Antwort.

„Ich kann mir die Sache ungefähr denken,“ nahm Mamsell Minchen das Wort, „und ich werde für diese unvernünftigen und ungehorsamen Wesen die Erzählung übernehmen.“ Die Wirthschafterin sprach die letzten Worte mit erhobener Stimme, und schleuderte dabei einen so streng strafenden Blick auf die Mägde, daß diese davor von Neuem zusammenschauerten. „Trotz alles Verbots seid Ihr sämmtlich wieder in der Küche zusammen gewesen, habt Euch selber Feuer dort angemacht, Euch Kartoffeln in der Asche und sonst wohl auch noch Allerlei gebraten und

zusammen geschwatzt, als ob Ihr nicht den ganzen Tag miteinander plappertet. Ist es nicht so?"

Ein sehr schuldbewußtes Zubodenblicken war die ganze Antwort der Angeredeten.

„Ihr wolltet dann ganz heimlich und leise, damit ich Euch nicht etwa höre, durch den Corridor in Euer Zimmer schleichen, und da hat Euch Euer böses Gewissen die Erscheinung eines Gespenstes vorgespiegelt. Wenn Ihr treu und ehrlich seid, niemals gegen mein Verbot handelt, wird kein Gespenst Macht haben, Euch zu erschrecken."

„Sie können glauben, gnädiger Herr!" wendete sich Mamsell Minchen wieder an Constantin, „es ist so wie ich eben gesagt, die Geschichte hat schon sehr oft gespielt. Man hat seine wahre Noth mit den hiesigen Leuten; diese polnischen Mägde thun nicht gut, wenn sie nicht unter fortwährender Aufsicht sind, und die paar Deutschen sind auch schon mitverdorben. Um mich zu täuschen legen sie sich zu Bett, wenn ich Abends meine Runde mache, und stehen nachher wieder auf, um bis spät in der Nacht in der Küche zusammen zu sitzen, zu schwatzen und dabei über Seite gebrachte Leckerbissen zu verzehren. Am Morgen sind sie dann natürlich müde, wollen nicht aufstehen und

sind träge bei der Arbeit. — Wollen Sie nun noch selber mit ihnen sprechen, gnädiger Herr, oder können wir das Zimmer verlassen?“

Constantin gab ein ferneres Forschen auf, da er an dem Betragen der Mägde sah, daß die Wirthschafterin durchaus die Wahrheit getroffen. Die Erscheinung des Geistes war zwar deshalb immer noch nicht erklärt, aber es schien ihm für jetzt kaum Aussicht darüber Aufklärung zu erhalten, und so verließ er mit Mamsell Minchen das Zimmer. Im Corridor wollte er sich von ihr verabschieden, aber sie gab ihm artig das Geleit, damit er nicht etwa wieder im Dunkeln weiter zu tappen habe. Unwillkührlich sah er sich nach der Nische um, aus welcher sich die gespenstige Gestalt entwickelt, aber sein Licht verscheuchte nur den Schatten aus der Vertiefung, ohne daß dieser belebt vorwärts geschritten wäre. Als er an den Ort kam, wo er sein Licht an der kleinen Blechlampe angezündet, war diese fort, und der Platz, wo sie gestanden, leer. „Wie sonderbar,“ sagte er zu seiner Begleiterin, „die Lampe ist fort, es muß außer uns noch Jemand im Hause wach sein.“

„Sehr möglich!“ entgegnete Mamsell Minchen ruhig. „Aber es ist recht spät geworden, und so

wünsche ich dem gnädigen Herrn, nach dieser Unruhe, einen recht festen, guten Schlaf.“ Mit einem tiefen Knix verabschiedete sie sich, und schlug umkehrend den Weg nach den unteren Räumen wieder ein.

Auf seinem Zimmer angekommen, ging Constantin, mit dem Lichte in der Hand, sofort auf die gemalte Säulenhalle zu. Da stand der Offizier wie immer, und das Auge schien ganz besonders schalkhaft zu blitzen, wie erfreut über den gut gelungenen Streich.

„Warte Patron!“ rief ihm Constantin zu, „ich werde hinter Deine Schliche kommen, Du sollst mir das nächste Mal gewiß nicht wieder entschlüpfen. Wenn ich glauben könnte, daß —“

Ein heller, lauter Hülferuf, fast unter seinem Fenster, unterbrach den Monolog. Es war diesmal keine weibliche Stimme, sondern die eines Mannes, der wie in Todesangst aufschrie.

„Was ist das?“ rief Constantin an das Fenster eilend, „ist heute Nacht die Hölle losgelassen?“ Mit Mühe öffnete er den großen Fensterflügel, ein leichter, feiner Hagel und Schneeschauer kam ihm entgegen, und trieb ihn wieder in das Zimmer zurück. Der Gedanke indessen, daß diesmal vielleicht wirklich ein

Mensch in Gefahr sei, ließ ihn die kleine Unannehmlichkeit nicht weiter achten, und er bog sich aus dem Fenster, um die Oertlichkeit in Augenschein zu nehmen. Die weiße, große Schneefläche lag ernst und schweigend vor ihm, und so scharf er auch umherblicken mochte, es zeigte sich Niemand, von dem der gehörte Schrei ausgegangen sein konnte. Schon wollte er halb ärgerlich sein Fenster schließen, als ein unterdrücktes Aechzen abermals seine Aufmerksamkeit erregte. Dem Tone nach schien es unmittelbar unter dem Fenster herzukommen und als er, sich überbiegend, genau heruntersah, bemerkte er einen dunklen Gegenstand, der sich unverkennbar leise hin und her bewegte, und der deshalb Leben in sich haben mußte. Mit lauter Stimme rief er daher hinunter:

„Ist ein Mensch dort unten? Ist er verwundet nud braucht er Hülfe?“

Vergebens lauschte er auf Antwort; die leise Bewegung hatte aufgehört und der dunkle Körper lag wie leblos auf dem Schnee. Constantin wiederholte seinen Ruf mehrmals, aber immer vergeblich, und er wollte abermals sein Zimmer verlassen, um das Haus wegen der wahrscheinlichen Leiche zu allarmiren, als zu seinem großen Erstaunen, diese Leiche plötzlich mit

einem lauten Schreckensrufe in die Höhe sprang, mit großer Behendigkeit die Schneewege des Gartens durchlief, und bald in einer der hohen geschorenen Hecken verschwunden war.

Das ist seltsam, dachte Constantin. Was muß den Mann so erschreckt haben, ich sehe doch Nichts? — Er hatte indessen den Gedanken kaum beendet, als ein wunderbares Phänomen seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Ein hoher weißer Gegenstand, der in der Entfernung wie ein Schneeberg aussah, rückte langsam in einem der Gartengänge vor, und verschwand hinter derselben geschorenen Hecke, wohin der Todtgeglaubte geflüchtet war.

„Die Abenteuer scheinen heute Nacht nicht aufhören zu wollen,“ sagte Constantin. „Jetzt fangen gar die Schneeberge an, im Garten spazieren zu gehen. Wie schade, daß gerade heute so dunkler Himmel ist, und man kaum die gröbsten Umrisse erkennen kann; ich wäre wohl neugierig, diesen wandelnden Eisberg ein wenig näher in Augenschein zu nehmen.“

Er blieb trotz der festen, feinen Hagelkörnchen, welche der Nachtwind ihm in das Gesicht trieb, noch längere Zeit am offenen Fenster stehen, um die Entwickelung des Abenteuers abzuwarten. Es blieb jedoch

Alles ruhig. Weder ein abermaliger Hülferuf erschallte, noch ließ sich der wandernde Berg von Neuem sehen, nur schien es Constantin, als ob ein paar dunkle Gestalten, ganz zur Erde gebückt, an der hohen Buchsbaum-Einfassung entlang schlichen, wie um nicht bemerkt zu werden.

Er schloß also endlich das Fenster, war aber von dem Erlebten zu aufgeregt, um an Ruhe zu denken. Er grübelte über eine Erklärung des Gesehenen, und lauschte auf einen abermaligen Ruf. Es blieb indessen Alles still, und nur der feine Hagel schlug rieselnd an die Scheiben. Die Sicherheit des warmen Zimmers erschien sehr angenehm bei diesen Tönen, das Gefühl des Behagens, welches in Constantin dadurch erregt wurde, sänftigte auch seine Aufregung und ließ ihn das Bedürfniß nach Ruhe empfinden. Er schloß also das Grübeln und lauschte und sagte, gewissermaßen als Resumé seiner Gedanken, laut vor sich hin:

„Kein Zweifel, es war das Speichergespenst, von dem sie gestern sprach. Diese Gespenster scheinen mir viel Methode in ihrer Erscheinung zu haben, und ich glaube, ich werde das Räthsel leicht lösen können. Aber Mamsell Minchen! Mamsell Minchen! ich fürchte, es werden fürchterliche Entdeckungen dabei zu Tage treten."

Sechstes Kapitel.

Der Rittmeister.

„Was sagen Sie, Müller? Einen Sack mit zwei Scheffeln Roggen? Dieses diebische Gesindel! Diese abgefeimten Spitzbuben! — Und der Nachtwächter? wo war er? — Ich fange an zu glauben, daß er mit den Dieben unter einer Decke steckt. — Augenblicklich soll er zu mir kommen!“

Diese zornigen, schnell herausgestoßenen Worte hörte Constantin, den Hausherrn zu einem der Inspectoren sagen, als er wiederum, ziemlich spät, zum Frühstück in das Wohnzimmer trat.

„Der Nachtwächter ist wohl unschuldig,“ entgegnete etwas zaghaft der Inspector. „Ich selber habe mit ihm die Runde gemacht, weil die kleinen Diebstähle in letzterer Zeit gar nicht aufhören wollten. Aber man hat diesmal den Angriff von der äußeren Seite des Speichers unternommen, der uns durch die

Schmalheit seiner Luftlöcher ganz geschützt gegen jeden Einbruch erschien."

„Der Dieb muß also ein auffallend magerer Mensch sein, um sich hinein zwängen zu können;" sagte eifrig der Hausherr. „Ich habe Verdacht auf den Widkowski, den neuen Einlieger. Der Mensch ist dürr wie eine Hopfenstange und geschmeidig wie eine Katze."

„Sehr möglich, Herr Lambert! Die Spur führt im Schnee durch den Garten, und dies möchte der nächste und sicherste Weg zu seinem Hause sein. Uebrigens ist der gestohlene Sack in der Nähe wieder vorgefunden. Wahrscheinlich ist der Dieb durch irgend Etwas erschreckt worden, und hat seinen Raub fahren lassen, um schneller davon laufen zu können."

„Ohne Zweifel ist ihm das Speichergespenst erschienen;" warf Constantin ein, der dem Gespräche mit Interesse zugehört hatte.

Der Wirthschafter warf einen schnellen, mißtrauischen Blick auf den Sprecher, dessen ruhige Züge indessen keinen Anlaß zu besonderer Beobachtung gaben. Sein Gesicht verzog sich zum Lachen und er sagte unbefangen: „Herr Erhardt hat auch schon von der abergläubischen Furcht unserer Leute gehört?"

„Ganz gewiß! und ich weiß nicht, ob ich es allein für Aberglauben zu halten habe.“

„Sie glauben an Gespenster? Das ist ja prächtig! ich kann Ihnen ein Dutzend der interessantesten Geschichten davon erzählen!“ rief Agnes von ihrem Sessel aus ihm zu.

Dieser indirecten Aufforderung war nicht zu widerstehen. Constantin setzte sich zu den Damen, während der Hausherr sehr bald mit seinem Inspector das Zimmer verließ, um den Thatbestand selbst zu untersuchen.

Constantin hatte beschlossen, vorläufig Nichts von den Abenteuern der Nacht zu erzählen, und er war überzeugt daß er von Seiten Mamsell Minchens keinen Verrath in dieser Beziehung zu fürchten habe.

Am Nachmittag meldete Jasch die Ankunft des Juden Peißak, dessen Erscheinung eine kleine Aufregung unter den jungen Mädchen veranlaßte. Der Hausirer hatte seinen bunten Kram in der Domestikenstube ausgebreitet, und so wurde Constantin aufgefordert, mit den Damen hinunter zu gehen und sich die Sachen anzusehen. Man fand dort das weibliche Dienstpersonal in vollem Entzücken über die ausgebreiteten Herrlichkeiten. Bunte Bänder, deren Farbe

theilweis verblaßt oder fleckig geworden, Glasperlen, die dem Bernstein nachgeahmt, oder in Blau, in Lila, in Grün gefärbt, eine wundervolle Zierde für den Hals geben. Kattune in den schreiendsten Farben, die namentlich für die kleinen Czapkas, welche die polnischen Mägde auf dem Hinterkopf trugen — begehrt waren; Ginghams, große und kleine Tücher, Nadeln, Zwirn, bunte Seife, grobe Schmuckgegenstände, Flacons mit gefärbtem Wasser, kurz Alles, was eine Mägde-Phantasie bestechen und zum Kaufe anreizen kann, war auf dem großen Tische ausgebreitet.

Dann gab es aber in dem Kasten des Verkäufers noch einige Schubfächer mit besseren Sachen, und der Jude, als er die Herrschaft in das Zimmer treten sah, öffnete mit vielem Anpreisen diese Fächer und entrollte eine sehr bunte Auswahl der mannigfaltigsten Gegenstände, welche die beiden jüngsten Schwestern mit lautem Jubel begrüßten und welche von Seiten der älteren wenigstens mit Wohlgefallen betrachtet wurden.

Man war in damaliger Zeit „an der Weichsel" sehr genügsam, die Abgelegenheit erhielt die Einfachheit und wenn man den jetzt auch dort immer noch

steigenden Luxus betrachtet, erscheint es kaum denkbar, daß eine so kurze Spanne Zeit das Heute von dem Damals trennt.

Nachdem auch Constantin eine Bernsteinspitze erstanden — und Agnes dabei mit vielem Eifer, den Anfangs auf sieben Thaler gestellten Preis bis auf vier herunter gehandelt hatte — verließ die Gesellschaft das Zimmer, um den Mägden Raum für ihre Ankäufe zu geben.

„Diese Bernsteinspitze ist kaum zwei Thaler werth," sagte, zu seiner Tochter großem Leidwesen, der Hausherr, als man ihm die erhandelte Spitze zeigte. „Diese Trödler betrügen fast durchgängig; sie kaufen die schlechtesten Sachen und nehmen die theuersten Preise; dessen ungeachtet sind sie uns unentbehrlich, denn sie erhalten den nothwendigen Verkehr und man würde oft in wirklicher Verlegenheit sein, wenn sie mit ihrem Allerlei nicht aushülfen. Dabei sind sie die Chronik der Gegend, und die eigentlichen Verbreiter aller Nachrichten. Sie werden als Neuigkeitskrämer ebenso geschätzt wie als Verkäufer. Dieser Peißak zum Beispiel weiß mehr von den meisten Familien unserer Gegend, als diese ahnen. — Und sehen Sie dort eine zweite Persönlichkeit auf das

Schloß zukommen, welche ebenfalls die lebendige Chronik der Gegend ist. — Wenn wir jetzt nicht Alles erfahren, was zehn Meilen in der Runde in der letzten Zeit passirt ist, so ist es nur unsere Schuld. Peißak und der Rittmeister im Hause zusammen, ist eine Constellation für neugierige Leute, wie sie günstiger sich nicht gestalten kann.

„Der Rittmeister?“ wiederholte Constantin verwundert, indem er neben seinen Wirth an das Fenster trat und den gewöhnlichen Holzschlitten bemerkte, welcher eben in das Lindenviereck bog.

„Ja! Sie müssen sich allerdings unter diesem Rittmeister nicht etwa einen eleganten, jungen Kavalleristen denken. Unser Rittmeister soll zwar angeblich auf dem Schlachtfelde sein Patent geholt haben, es giebt indessen Leute, die behaupten, daß er sich den Titel später selber zugelegt. — Gleich nach Beendigung des Krieges erbte er ein Gut in der Provinz, und so lebt er seit dieser Zeit in unserer Nähe. Er ist Hagestolz, leidet in seiner Einsamkeit an Langerweile und verbringt daher sein Leben damit, von einem Haus in das andere zu fahren, um überall Neues zu erforschen und weiter zu verbreiten, und wird deshalb, namentlich von den Damen, stets will-

kommen geheißen. Seine Gegner behaupten, er sei von einem fabelhaften Geiz besessen, und fahre nicht allein der Neuigkeiten, sondern auch des billigen Lebens wegen so fortwährend umher. Es wäre eine schlechte Speculation seinerseits, obgleich ich den Geiz wohl selber zugeben muß."

„Wo bleibt aber dieser Rittmeister?" fragte Constantin, „warum eilt er bei dieser Kälte nicht in das warme Zimmer zu kommen."

„Das dauert noch eine Weile," entgegnete lachend der Hausherr. „Ehe er sich aus den zehn Pelzen, welche er nothwendig findet, herauswickelt, sein Haar und seinen Anzug arrangirt, vergeht noch eine lange Zeit. Ich kann Ihnen inzwischen eine lustige Geschichte erzählen, die mit ihm passirt, und mit welcher er unsäglich geneckt worden ist.

„Gastfreiheit ist eben seines Geizes wegen, nicht seine Tugend, und so unaufhörlich er sie in Anspruch nimmt, so wenig ist er geneigt, sie zu erwiedern. Herr von Karlowski, mein lustiger polnischer Nachbar, hatte ihm deshalb schon längst einen Ueberfall zugedacht, und eines Tages — als er auf das Bestimmteste erkundet, der Rittmeister sei zu Hause — setzt er sich auf und fährt von Gut zu Gut, um zum

Mitkommen aufzufordern, und wir langen in einem Zug von sechs Wagen an unserm Ziele an. Der Rittmeister steht gerade auf dem Hofe und spricht mit seinem Inspector, als er den langen, unheilbringenden Zug von Weitem auf sein Gehöft zukommen sieht. Er hofft, von uns noch unentdeckt zu sein, verschwindet schnell in der Thür eines Stalles, und als wir anlangen, sagt uns der Verwalter: daß der Herr Rittmeister gewiß sehr bedauern würde, die Herren verfehlt zu haben, unglücklicherweise sei er indessen gerade verreist.

„Das thut uns ja wirklich Allen sehr herzlich leid," entgegnet Karlowski, indem er ohne Weiteres von seiner Britschka springt. „Wir sind aber weit gefahren und können unmöglich gleich wieder fort. Seien Sie daher so freundlich, Herr Inspector, den Pferden Hafer geben zu lassen! und in recht reichlichem Maße, denn die armen Thiere sind erschöpft von dem langen Wege. Uns lassen Sie durch die Haushälterin wohl einige Erfrischungen herausbringen, namentlich würden einige Flaschen Champagner willkommen sein; wir wollen uns inzwischen die Zeit mit Scheibenschießen vertreiben.

„Mit Scheibenschießen? fragte der sehr betre-

tene Verwalter. Ich besitze leider keine Scheibe, welche —

„Das hindert nicht, unterbrach ihn Karlowski. Jedenfalls werden Sie ein Stück weißer Kreide haben, damit malen wir die Kreise hier auf die Stallthüre und —

„Auf diese Thüre? fällt der Inspector immer ängstlicher ein. Das ist die Stellmacherei.

„Um so besser! Da können wir wenigstens kein Stück Vieh durch unser Schießen tödten.

„Es sind eine Menge Hobelspähne darin, es könnte Feuer entstehen, wendete in höchster Angst der unglückliche Verwalter ein.

„Pah! was will das sagen! Wenn der ganze Plunder von alten Gebäuden abbrennt, ist der Verlust nicht groß. Nicht wahr, meine Herren! wir garantiren für jeden Schaden!

„Natürlich stimmten wir zu und Karlowski fing mit seiner Kreide große Ringe auf die Thüre zu malen an. Bialewicz! ich muß dringend bitten, daß Du nicht wieder, wie gewöhnlich zu hoch schießest, sagt er dabei, und Du Tolczewski bist geneigt, Deinen Schuß immer zu tief zu richten! Ihr seid leider ganz unberechenbar in Euren Schüssen, und ich glaube

wahrhaftig, selbst eine Katze würde in der Stellmacherei keinen sichern Winkel finden, wohin Euch nicht der Zufall puffen ließe. Ihr sollt zuerst und zwar so lange schießen, bis Ihr das Centrum trefft, denn wirklich, ich schäme mich, daß Polen so schlechte Schützen sind.

„Karlowski sagte dies Alles mit völlig ehrbarer Miene, und wir Andern ahmten ihm darin nach, obgleich wir innerlich vor Lachen beinahe barsten. In der Stellmacherei machte sich hin und wieder ein leises Geräusch bemerkbar, und der Inspector ging in Verzweiflung hin und her, sonst blieb Alles ruhig. Karlowski läßt sich von seinem Diener das Gewehr vom Wagen reichen, ladet es, giebt es einem der genannten Polen in die Hand, mißt dreißig Schritt — bei dem Ungeschick war eine solche Nähe für den Anfang nöthig — empfiehlt genau zu zielen, und bei dem Worte „Drei" Feuer zu geben.

„Eins! — Zwei! — und —

„Die Thüre öffnete sich mit Heftigkeit, der Rittmeister stürmte heraus mit entsetzten Mienen, mit verwilderten Haaren, Hobelspähne hingen ihm überall umher und sein ganzer Anzug war in Unordnung.

„Ihr polnischen Teufel werdet mich doch nicht todt schießen wollen? schrie er uns entgegen, indem er sich wild in die Haare fuhr. Ich habe mich zu meinem Mittagsschlaf hieher zurückgezogen, aber selbst der friedliche Schlummer —

„Der Ausbruch eines schallenden Gelächters unterbrach ihn. Karlowski konnte, im wahrsten Sinne des Worts, vor Lachen nicht stehen und warf sich auf den Rasen, und selbst der Verwalter mußte in die allgemeine Heiterkeit mit einstimmen und lachte bis zu Thränen. Der Rittmeister durchschauete sogleich die Situation und machte gute Miene zum bösen Spiel. Er blieb bei dem fabelhaften Mittagsschlafe, indem er nicht hätte gestört sein wollen, ließ dann aber durch seine Haushälterin ein sehr splendides Souper serviren. — Lange Zeit mußte er aber von dem vereitelten Scheibenschießen hören, bis er zuletzt ganz wild wurde, wenn Jemand nur eine Andeutung darüber machte.“

„Aber Lambert! in des Teufelsnamen! warum habt Ihr kein Zimmer geheizt, worin ein Mensch seinen Reisepelz ablegen kann, ohne zum Eiszapfen zu frieren? Habt Holz, daß Ihr das Königreich damit versorgen könntet, und Eure Gäste holen sich

in Eurem verwünschten alten Schloß alle denkbaren Krankheiten vor Kälte."

Diese Worte wurden von dem eintretenden Rittmeister mit großer Geläufigkeit, aber mit den freundlichsten Mienen gesprochen, daß diese, durch den Contrast mit der Rede, beinahe komisch wirkten.

Der Gast, ohne eine weitere Begrüßung, als eine leichte Verneigung gegen die anwesenden jungen Mädchen, ging sofort an den Ofen, und sich mit dem Rücken daran lehnend, ließ er sich behaglich von seiner Wärme durchströmen. Es war ein mittelgroßer, ziemlich corpulenter Mann, in zwar etwas abgetragener, aber sehr sorgfältig gehaltener Kleidung, dessen stark in das Grau spielendes Haar auf das Beste geordnet war, um die mannigfachen Lücken darin zu überdecken.

„Gebt mir um Gotteswillen eine Pfeife, Lambert!" fuhr er, ohne Jemand zu Worte kommen zu lassen, mit derselben Geläufigkeit zu sprechen fort; „und meine holde Fee Valerie bestellt mir eine Tasse Kaffee. Ich fühle mich nicht eher wie ein Mensch, bis ich einigermaßen durchwärmt bin."

„Ein galanter Mann, wie Sie, Herr Rittmeister,

müßte eigentlich von unserm bloßen Anblick erwärmt werden," rief ihm lachend Agnes zu.

„Stehe ich etwa nicht in Flammen? Glühe und brenne ich nicht, wenn ich Euch Beide nur von Weitem erschaue? Aber göttliche Agnes, das ist die Seele, der ewig junge Geist, der —"

„Der alte Körper bedarf reeller Erwärmung," fiel ziemlich boshaft Agnes ein.

„Sie satanischer, kleiner Engel, mit Ihren boshaften Bemerkungen. Aber warten Sie nur, ich werde mich zu rächen wissen."

„Laßt die Faseleien, alter Graukopf!" fiel hier Lambert ein. „Sehet Ihr denn nicht, daß ich einen Gast habe, der Euch nicht kennt, und der daher über Eure sonderbaren Manieren erstaunt ist."

„Ja, wer ist es denn? Wie kommt hier nach Milowicz Jemand, den ich nicht kenne? Das ist ja gegen alle Kleiderordnung!"

„Herr Erhardt! erlauben Sie mir, Sie mit diesem alten Faseler bekannt zu machen. Rittmeister, wie heißt Ihr? ich habe wahrhaftig nachgerade Euren Namen vergessen, Ihr seid eben immer „der Rittmeister"!"

„Bräunig, Herr Erhardt! Bräunig! ein ganz

guter Name, wie ich glaube, der einen guten Klang hat, obgleich er nicht ganz so bekannt ist, als er wohl zu sein verdiente. Wenn mir recht ist, so kenne ich Verwandte von Ihnen. Da war ein Erhardt bei den Jägern, auch ein Erhardt bei den Kürassieren; ich erinnere mich anno 13 als wir —"

„Thut mir den Gefallen, Rittmeister! und laßt uns mit Euren Kriegsgeschichten in Ruhe," unterbrach der Hausherr. „Kramt lieber in Eurem Gedächtniß nach, ob Ihr einen Grafen Tarnaczowski kennt? Leider konnte ich Herrn Erhardt keine Auskunft über ihn geben, ich hoffe aber, Ihr werdet, als lebendige Chronik der Provinz, Euch nicht so blamiren, ebenfalls Nichts von ihm zu wissen."

„Was Blamage betrifft, da seid ruhig über mich, mein Brüderchen! Graf Tarnaczowski wohnt jenseits der Weichel in Trzebenio, zwei Meilen von Thorn, dicht an der polnischen Grenze, und ist einer meiner vertrautesten Freunde."

„Das heißt, Ihr habt vielleicht einmal zu Mittag bei ihm gespeist," lachte Lambert. „Nun sehen Sie Erhardt? Da wissen Sie ja mit einem Mal, was Sie wissen wollten."

„Ich bin dankbar," sagte Constantin, mit so

verdunkelter Miene, daß es bei hellerer Beleuchtung die Aufmerksamkeit der Gesellschaft erregt haben würde.

„Was wollen Sie bei dem Grafen, Herr Erhardt?“ fragte der Rittmeister.

Constantin antwortete nicht gleich, es sah fast aus, als ob er die Frage überhaupt nicht zu beantworten gedächte. „Ich bin mit dem Sohne bekannt,“ sagte er dann aber nach einer Weile, ziemlich kalt.

„Was? Glauben Sie, ich lasse mich ausfragen, ohne irgend Etwas dagegen zu erfahren? Das ist nicht ehrlich Spiel! Das lasse ich mir nicht gefallen! Wo haben Sie den Sohn kennen gelernt? Wollen Sie ihn besuchen?“

„Ich habe ihn in Dresden kennen gelernt, und ich wünsche allerdings ihn zu besuchen,“ entgegnete Constantin schnell, da er einsah, daß ein Zögern nur noch ein eindringlicheres Forschen zur Folge haben würde.

„Da kommen Sie ja gerade recht. Er ist vor vier Tagen mit seiner jungen Gemahlin aus Warschau angekommen, und im Hause jagt ein Fest das andere.“

„Mit seiner jungen Gemahlin aus Warschau angekommen?“ wiederholte Constantin.

„Nun, wenn Sie mit ihm bekannt sind, müssen Sie doch wissen, daß er sich schon seit lange um den Dispens des Papstes zu der Heirath mit seiner Cousine Nepomucena in Warschau, beworben hat.“

„Er hat seine Cousine geheirathet?“ rief Constantin heftig, indem er ein paar schnelle Schritte zu seinem Gegenredner hin machte.

„Ich begreife Ihre Verwunderung nicht, Herr Erhardt!“ entgegnete der Rittmeister ruhig, und streckte sich behaglich auf seinem Ofenplatz. „Sein Verhältniß mit Comtesse Nepomucena war ja weltbekannt. Er mag in Dresden einige vorübergehende Liaisons gehabt haben — denn nur darauf kann ich Ihr Erstaunen deuten — seine eigentliche Liebe blieb aber immer seine Cousine.“

Constantin kämpfte einen heftigen, innern Kampf gegen eine Bewegung, welche er dringend der Gesellschaft zu verbergen strebte, und die doch zu mächtig in ihm wogte, um sich so augenblicklich unterdrücken zu lassen. Die schon stark vorgeschrittene Dämmerung, welche die Gesichtszüge kaum mehr erkennen ließ, unterstützte ihn so gut in diesem Bestreben, daß, als er nach einer Weile mit ruhiger, wenn auch etwas scharfer Stimme sagte: „Von dieser Liebe wußte man

in Dresden allerdings nichts;“ Keiner der Anwesenden seine mit Gewalt bekämpfte Aufregung bemerkte.

Der Rittmeister nahm auch gleich wieder das Wort, um eine Menge Neuigkeiten auszukramen. Unerwartete Sterbefälle, noch unerwartetere Verlobungen erregten Ausrufe der Theilnahme und der Verwunderung von Seiten der Damen. Drohende Bankerotte, Sequestrationen oder glänzende Verkäufe dagegen, erregten das besondere Interesse des Hausherrn. — Der Rittmeister, als lebendige Zeitung, fühlte sich sehr gehoben in dem Gefühle seiner augenblicklichen Wichtigkeit, und als die bedeutenden Neuigkeiten erzählt und besprochen waren, kamen nun auch die unbedeutenden Veränderungen an die Reihe.

Dort hatte eine Dame ihre Jungfer plötzlich entlassen, hier war ein Diener von selber fortgelaufen. Auf jenem Gute war der Verwalter mit seinem Pferde gestürzt, auf einem andern war die gewöhnliche Sonntagsschlägerei im Kruge beinahe in Mord und Todschlag ausgeartet, und man hatte zuletzt die Feuerspritze aufgefahren, um die erhitzten Kämpfer durch kaltes Wasser abzukühlen, kurz, es gab fast keinen Landsitz, von dem der Rittmeister nicht irgend Etwas aufzuführen wußte.

Vor Constantins geistiges Auge würde sich ein buntes lebendiges Bild des ihm fremden Kreises gestellt haben, wenn er geneigt gewesen wäre, seine Aufmerksamkeit auf den Erzähler zu richten. Seine Gedanken beschäftigten ihn jedoch in diesem Augenblicke so ganz, daß die Stimme des Sprechers nur wie ein monotones Geräusch in sein Ohr fiel, ohne daß er sich des Sinnes der Worte bewußt wurde. Die Augen fest auf die züngelnde Flamme des Kamins gerichtet, saß er unbeweglich, und schreckte zusammen, als der Rittmeister plötzlich aufstand und seine Stimme erhebend, also sprach:

„Meine Herren und Damen! Die Hauptsache und natürlich das Beste bringe ich zuletzt. Es ist eine sehr gute Theorie, und ich pflegte es schon als kleiner Bube so zu machen, wo ich mir die saftigsten Aepfel die schmackhaftesten Bissen stets bis zum Schlusse des Mahles aufsparte. — Der Maskenball also, welcher seit langen Wochen der Traum der jungen Damen, der Wunsch der jungen Männer war, soll nun morgen über acht Tage in Graudenz wirklich stattfinden. Wilszinski wird ihn arrangiren und die Nachbarschaft zehn Meilen in der Runde ist dazu aufgefordert. Es wird gewiß ein glänzendes Fest,

wie wir es hier noch kaum gehabt. Hier ist Eure Karte, Lambert! Ich versprach Wilszinski, sie Euch selber zu übergeben."

Die Nachricht machte weder auf Herrn noch auf Frau Lambert den Eindruck, welchen der Rittmeister vorausgesetzt. Die beiden jungen Mädchen dagegen wurden sehr angenehm erregt dadurch, und die lebhafte Agnes sprang auf, um ihren Jubel in einem Tanze durch das Zimmer auszudrücken, während Valerie ihr Entzücken etwas weniger stürmisch zu Tage treten ließ. Sie warf dabei einen unwillkürlichen Blick auf Constantin, um zu sehen, was er zu der Aussicht auf den Ball sage, aber sein gleichmäßiges ruhiges Gesicht schien Nichts von Freude zu verrathen, und diese unbewegliche Ruhe warf einen Schatten auf das noch eben so erhellte Gesicht Valerien's, und ließ es wie in unterdrückter Wehmuth zucken.

„Da werden Sie ja Gelegenheit haben, die ganze Gegend kennen zu lernen, lieber Erhardt!" sagte der Hausherr. „Wir sind ein vergnügungssüchtiges Völkchen und ich bin überzeugt, wer nicht ernstlich krank ist, bleibt nicht aus."

Der Angeredete sah empor, als ob er nicht

gleich den Sinn der Worte begriffe. „Ich?" entgegnete er dann verwundert.

„Sie werden doch natürlich mit uns fahren? Jeder Theilnehmer hat das Recht, seine Gäste mitzubringen."

„Ich bedaure, dankend ablehnen zu müssen, aber ich kann unmöglich so lange Zeit Ihre Gastfreundschaft mißbrauchen."

„Nun Lambert, Ihr müßt Euch neuerdings in einen guten Ruf gebracht haben, wenn Eure Gäste Anstand nehmen, ein paar Wochen in Eurem alten Rumpelkasten von Schloß zu hausen," sagte der Rittmeister.

„Die unbegrenzte Gastfreundschaft dieses Hauses wird wohl Niemand bezweifeln," entgegnete Constantin ernster, als die Sache werth schien. „Aber Herr Lambert weiß selber, daß ich nicht blos des Vergnügens wegen in die Provinz gekommen bin."

„Passirt uns im Winter auch selten," meinte der Rittmeister. „Wenn Sie aber etwa den jungen Grafen Tarnaczowski besuchen wollen, so werden Sie ihn in diesem Augenblick nicht treffen. Morgen oder übermorgen bricht der ganze Schwarm auf, um irgendwo

in Polen bei Verwandten auf einige Tage einzufallen. Zum Maskenball aber ist er wohl jedenfalls zurück, da möchte ich wetten."

„Natürlich, Sie bleiben und fahren mit uns zum Ball!" sagte mit herzlicher Bestimmtheit der Hausherr.

Constantin schwankte einige Augenblicke, und eben so unwillkürlich, wie vorher Valerie auf ihn, sah er jetzt zu ihr hinüber. Da fand er die blauen Augen mit ängstlicher Spannung, mit unausgesprochener Bitte auf sich gerichtet, und so schnell sich auch die Lider senkten, als sie seinem Blicke begegnete, Constantin hatte genug gesehen, um zu wissen, daß sein Bleiben ihr Wunsch sei. Seine eben noch so ernsten, fast starren Züge verklärten sich durch ein schnelles Leuchten der Freude, und er antwortete in sehr anderem Tone wie früher:

„Ich nehme mit vielem Vergnügen sowohl Ihre längere Gastfreundschaft, als die Einladung zum Balle an."

„Das wäre also abgemacht!" sagte der Rittmeister, „und nun, Lambert, laßt uns eine vernünftige Partie Whist oder Tarok spielen, um den Abend hinzubringen, und meine holde Fee Valerie

braut heute wohl schon vor dem Abendessen ihren Punsch."

Der Hausherr erklärte sich mit beiden Vorschlägen einverstanden, aber Frau Lambert protestirte entschieden gegen das Whist, wenn man dabei auf ihr Mitspielen rechnete.

„Mein Mann ist so in jeder Beziehung gut und nachsichtig," setzte sie, gegen Constantin gewendet, hinzu, „aber das häßliche Whist verändert ganz seinen Charakter und macht ihn geradezu unleidlich. Können Sie denken, daß neulich, als ich auf seine Vorwürfe, nicht Trumpf gespielt zu haben, der Wahrheit gemäß erwiderte, daß ich keinen besäße, er mir ärgerlich entgegnete: „Ach, dummes Zeug, das ist gar keine Entschuldigung!"

Lambert lachte, und den Arm um seine Frau legend, sagte er heiter:

„Sie haben selber gehört, Erhard, wie ich neulich der deutschen Frauen erwähnte, aber leider Eins fehlt doch zu ihrer Vollkommenheit: sie können nicht Whist spielen. Wenn ich hier meine liebe Alte zum Partner habe, so kann ich gewiß sein, daß sie mir die mühsam zusammen combinirte Freikarte mit dem letzten Atout, den sie in der Hand hat, sticht, um den

Stich ganz sicher zu machen. Spielen wir also lieber L'Hombre und bitten wir die Frauen, für den Rittmeister um Punsch und für uns Andere um recht heißen Thee."

Der herbeigerufene Jasch stellte die Spieltische zurecht, die Herren setzten sich zum Spiel, während die Damen und Kinder sich mit ihren Arbeiten um das Kamin reihten, und ein leise geflüstertes Gespräch führten.

Der Wind hatte sich Abends stärker erhoben, und heulte um das Schloß, daß die Linden mit ihren schneebedeckten Zweigen laut rauschten, der Wetterhahn auf dem Thurme sich kreischend drehte, und die Flamme des Kamins hochaufzüngelnd in den Schlot fuhr. Die angenehme Wärme des Feuers, der zierlich gedeckte Theetisch an der Seite desselben, mit brodelndem Kessel trug dazu bei, das Behagen der Gesellschaft zu steigern, welche in bester Laune ihren Thee schlürfte, oder wie der Rittmeister, sich den heißen Punsch von den Händen Valerie's kredenzen ließ.

Siebentes Kapitel.

Theorie und Praxis.

Obgleich Constantin sich vorgenommen hatte, jede der nächsten Nächte bereit zu sein, die beabsichtigte Gespenster-Entdeckung beginnen zu können, so erschien ihm doch die Gegenwart des Rittmeisters als ein zu störendes Element dabei, um ihn heute Nacht daran denken zu lassen. Er war durchaus nicht geneigt, als der Held eines neuen Schauerromanes in den Mund aller Leute zu kommen, und dies um so weniger, als er gerade ganz unbeachtet und unbekannt zu bleiben wünschte. Außerdem beschäftigten ihn seine Gedanken heute so sehr, daß er nicht das geringste Interesse für die beabsichtigte Gespensterjagd fühlte.

Diese Gedanken schienen jetzt, wo er den heiteren Cirkel verlassen, wo der Zauber von Valerien's Gegenwart nicht mehr auf ihn wirkte, immer trüber und düsterer zu werden. Der tiefe Schatten, welcher auf

seinem Gesichte gelegen, als die Schwestern ihn zuerst gesehen, deckte wieder seine Züge und wie damals war es ein finsterer, zornig drohender Ausdruck, welcher den des Schmerzes darin überwucherte, und diese jugendlichen Mienen fast unheimlich entstellte. Er hatte die Arme gekreuzt, als er so in finsteres Sinnen versenkt, den Blick zu Boden geschlagen, regungslos dastand. Dann mit der Hand sein volles Haar aus der Stirn streichend, drückte er diese Hand fest auf die Augen, und rief im Ton des tiefsten Schmerzes: „Valerie! Valerie!"

Der laute Ruf ließ ihn selber unwillkürlich zusammenschrecken, und als ob er seine Gedanken mit Gewalt von sich scheuchen wollte, fing er an mit heftigen Schritten — wie es so oft seine Gewohnheit war — in seinem Zimmer auf und nieder zu gehen. Er hatte dieses Auf- und Abwandeln eine Zeit lang fortgesetzt, als zu seiner sehr unangenehmen Ueberraschung sich plötzlich die kleinere Thüre seines Zimmers öffnete und der Rittmeister auf der Schwelle stand.

„Aber Liebwerthester! so bitte ich Sie doch in des Himmels Namen, die Nachtruhe eines Menschen nicht so muthwillig zu stören," sagte dieser, indem

er ohne Weiteres in das Zimmer hineintrat und sich in einen der bequemen Sessel warf. „Dieses Umherwandeln ist überhaupt eine schlechte Angewohnheit, wie Sie mir zu bemerken erlauben müssen," fuhr er in einem Tone fort, als ob er eine längere Unterhaltung beabsichtigte, „es ermüdet, es nutzt das Schuhwerk ab, es plagt die Anwesenden und die Nachbarn und schließlich, statt der beabsichtigten Wirkung, bewerkstelligt es gerade das Gegentheil."

Constantin war mit ziemlich finstern Mienen dem Gebahren des Eindringlings gefolgt, und nur das graue Haar desselben schien ihn abzuhalten, sein Mißfallen über diesen Einbruch in sein Zimmer auszusprechen. Die letzten Worte des Rittmeisters erregten seine Neugierde und er fragte halb verdrießlich:

„Wie meinen Sie das?"

„Verehrtester, das ist ja ganz einfach!" entgegnete der Gefragte, indem er sich mit Behagen noch tiefer in den weichen Sessel drückte. „Durch das Umhergehen soll doch nur die innere Aufregung beschwichtigt werden, statt dessen wird sie aber dadurch nur immer mehr erregt, und wenn ich sie noch eine halbe Stunde in dieser Gangart hätte umherlaufen

lassen, würden Sie vor lauter Agitation die ganze Nacht nicht haben schlafen können."

Constantin biß sich vor Unmuth auf die Lippe. Im Widerspruch mit seinem dringenden Wunsch, hatte er gerade durch sein Betragen die Beobachtung des Rittmeisters herausgefordert. Um seinen Fehler so viel ihm möglich wieder gut zu machen, zwang er seinen Zügen einen ruhigen Ausdruck auf und sagte lachend:

„Leider ist die Gewohnheit des Umherwandelns, wie ich gestehe, für meine Nachbarn eine sehr unangenehme. Wenn ich eine Ahnung von Ihrer Anwesenheit im Nebenzimmer gehabt, würde ich meinen gewohnten Abend-Spaziergang unterlassen haben."

„Ihren gewohnten Abend-Spaziergang?" entgegnete der Rittmeister mit einem schelmischen Augenzwinkern. „Pah, pah, Freundchen! Machen Sie das einem Andern weiß, als mir altem Praktikus. Dieser Spaziergang war für eine gewöhnliche Abendpromenade ein wenig zu stürmisch."

Constantin schleuderte dem Sprecher einen unwilligen Blick zu und antwortete kalt:

„Ich wüßte nicht, was mich diesen Abend im Spiel oder in der Unterhaltung so besonders erregt

haben sollte? Uebrigens verspreche ich Ihnen vollständige Stille, denn ich bin müde und will sogleich zu Bette gehen."

„Das heißt, Sie werfen mich mit guter Manier aus dem Zimmer!" lachte der Rittmeister, erhob sich aber zu Constantins großer Erleichterung wirklich aus seinem Sessel und trat den Rückzug an. „Wenn die Erinnerung an die schönen Augen doch noch zu mächtig in Ihnen toben sollte, um Sie schlafen zu lassen," sagte er, sich auf der Schwelle umwendend, „so ziehen Sie, aus Rücksicht für Ihren müden Nachbar, wenigstens zu Ihrer Promenade Pantoffeln an."

„Er vermuthet, meine Aufregung sei aus Liebe zu Valerie hervorgegangen," murmelte Constantin, als sein Nachbar ihn verlassen. „Er hat Recht! aber ach! in wie anderem Sinne, als er es meint."

Der Rittmeister schien trotz der anfänglichen Störung sehr gut geruht zu haben, denn er war der Erste, welcher am andern Morgen das Wohnzimmer betrat. Als nach einer kurzen Zeit der Hausherr ebenfalls dort erschien, blieb er ganz verwundert an der Thüre stehen und rief lachend aus:

„Nun, das muß ich sagen, Rittmeister! Ihr

scheint Hunger zu haben, daß Ihr so früh zum Kaffeetische kommt.“

„Ich bin in Eurem Interesse hier, Lambert!“ erwiderte der Rittmeister geheimnißvoll, indem er seinem Wirthe näher trat. „Ich muß ein Wort im Vertrauen mit Euch sprechen.“

„Was habt Ihr wieder für Geheimnisse Rittmeister!“ sagte der gar nicht neugierig thuende Hausherr, indem er sich ruhig hinsetzte. „Gewiß habt Ihr wieder einen Käufer für Milowicz, und ich habe Euch doch ein für allemal gesagt, daß ich das Gut unter keinen Umständen verkaufe.“

„Liegt mir recht viel an Milowicz! behaltet es meinetwegen so lange Ihr wollt, obgleich Herbelstein Euch einen hübschen Preis geboten hat. Ich habe jetzt von andern Dingen mit Euch zu reden, Lambert! wisset Ihr etwas Genaueres über Euren Gast?“

„Wollt Ihr seine Geschichte in der Gegend verbreiten, Rittmeister? Müßt ihn in diesem Falle selber danach fragen.“

„Der Mann ist mir verdächtig, Lambert!“ flüsterte der Rittmeister, sich dicht zu Jenem neigend, „Ihr solltet nicht so sorglos sein.“

„Wirklich Rittmeister, es ist schade, daß Ihr

Euren Beruf so offenbar verfehlt habt! Ihr hättet Polizeispion werden sollen, denn Ihr wittert überall Entsetzlichkeiten. Wofür seht Ihr den jungen Mann an? Für einen zweiten Karl Moor, einen Rinaldo Rinaldini, oder —“

„Spottet nur Lambert! Ihr werdet gleich aus einem andern Tone pfeifen, wenn ich Euch sage, daß dieser höchst verdächtige Mensch bis über die Ohren in Eure Valerie verliebt ist.“

Einen Augenblick stutzte der Hausherr und seine Brauen zogen sich finster zusammen; seine Mienen glätteten sich indessen gleich wieder, und er sagte in demselben spöttischen Tone:

„Ihr wittert überall Liebesromane, ich kenne Euch darin, Rittmeister! Ihr müßt in Eurer Jugend ein ganz verzweifelter Don Juan gewesen sein.“

„Nun so alt sind wir noch gar nicht!“ meinte der Andere, mit der Hand die spärlichen Haare zurechtrückend. „Was übrigens diese Liebe betrifft, so bin ich meiner Sache vollständig sicher.“

„Und Eure Beweise?“ fragte Lambert, mit ernster Betonung, indem er sich aufrichtete.

„Meine Beweise sind die, daß er gestern Abend wie ein Wahnsinniger in seinem Zimmer umher ge-

rast ist und unaufhörlich dabei: Valerie! Valerie geschrien hat.“

Der Hausherr senkte seinen Blick zu Boden und blieb einige Momente im Nachdenken sitzen. Dann aber zuckte er mit den Achseln und zu seinem Gegenredner aufsehend, sagte er in dem früheren Tone des Spottes:

„Ihr seid ein Narr, Rittmeister! oder Ihr habt geträumt. Erhardt ist kein so excentrischer Mensch, um in ein paar Tagen in solche Leidenschaft hineinzurennen, wenn ich auch zugebe, daß er wohl einen etwas leidenschaftlichen Charakter hat. Eure Phantasie wird Euch wieder einen Streich gespielt haben, denn jedenfalls wird Erhardt nicht so geschrieen haben, um seine Worte im Nebenzimmer deutlich verstehen zu können.“

„Was das Schreien betrifft, so hatte er dies auch gar nicht nöthig, denn ich hatte — natürlich nur in Eurem Interesse — mein Ohr am Schlüsselloch und —“

„Und Euer Auge auch, wie ich denke,“ unterbrach lachend der Hausherr. „Rittmeister, Rittmeister! schämt Euch! wie kann ein Mann in Euren Jahren so neugierig sein.“

„Laßt doch meine Jahre in Ruhe! was braucht Ihr mir immer mein Alter vorzuwerfen, Ihr seid doch auch kein Kind mehr. — Glaubt mir, oder glaubt mir nicht, ich thue meine Pflicht und warne Euch. Schon gestern Abend kam mir der junge Mann in seinem ganzen Wesen sehr verdächtig vor. Er war aufgeregt ohne Ursache, einmal übersprudelnd heiter, dann wieder still, zuweilen wie abwesenden Geistes und nur wenn sein Blick auf Valerie fiel, kam ein angenehmer Ausdruck in seine Züge."

„Haltet Ihr ihn wegen seiner angeblichen Liebe zu Valerie also für einen Verrückten oder Verbrecher, Rittmeister? Sprecht Euch nur deutlich darüber aus."

„Schon gut, Lambert! ich sollte Euch Nichts weiter sagen, aber ich besitze einmal eine unverwüstliche Gutmüthigkeit. — Wäre er also wirklich von anständiger Familie und wohlhabend, wie er sich den Anschein giebt, was brauchte er, Valerie! Valerie! im Tone des allertiefsten Schmerzes zu schreien? Würdet Ihr ihm nicht gern die Hand Eurer Tochter geben, Lambert?"

„Seid Ihr nun fertig, Rittmeister?" fragte ernst der Hausherr.

„Nein, ich bin noch nicht fertig, und das Beste,

das heißt das Schlimmste kommt erst noch. Heute in aller Frühe gehe ich hinaus um den Juden Peißak — der, wie ich gehört hatte, die Nacht im Schlosse schlief — zu sehen und von ihm einige Kleinigkeiten zu kaufen."

„Das heißt, um ihn auszufragen; gebt der Wahrheit die Ehre!"

„Um einige nothwendige Dinge von ihm zu kaufen, sage ich Euch Lambert! — Der Peißak ist aber nicht im Schlosse zu finden und da mir Mamsell Minchen sagt, daß er wahrscheinlich schon aufgebrochen sein wird, so gehe ich durch den unteren Corridor nach der Hinterthüre. Kaum mache ich diese Thüre auf, so sehe ich auch den Peißak mit sammt seinem Kasten, und neben ihm steht der feine Herr Erhardt in der vertraulichsten Unterredung begriffen. Er fährt bei meinem Anblick heftig erschreckt zurück, wirft mir einen ganz wüthenden Blick zu, und beißt sich auf die Lippe, daß diese beinahe blutet. Dann faßt er sich jedoch schnell, winkt dem Peißak mit der Hand ein Lebewohl und sagt ihm, er rechne also ganz bestimmt darauf in den nächsten Tagen die bestellten Sachen zu erhalten, grüßt mich und verschwindet."

„Und das Verdächtige dabei?“

„Nun Gott straf' mich, Lambert! Euch ist nicht zu helfen, Ihr wollt einmal blind sein. — Ist es nicht höchst verdächtig, den ganz fremden jungen Herrn in solcher Vertraulichkeit mit dem Peißak zu sehen? Habt ihr vergessen, daß so viel falsches Geld im Lande cirkulirt? daß man glaubt, die Falschmünzer seien Leute aus den besseren Ständen, und daß man auf die Hausirer, als die Verbreiter des falschen Geldes, Verdacht hat? So wahr ich hier vor Euch stehe, Euer Gast gehört zu den Falschmünzern.“

„Rittmeister, Ihr seid geradezu verrückt!“ rief, aufspringend, der Hausherr mit Heftigkeit. „Bisher habe ich Euren Klatsch ruhig mit angehört, nun wird es mir aber zu toll! Kein Wort der Beleidigung werdet Ihr weiter, in meiner Gegenwart, gegen den jungen Mann sprechen, oder Ihr habt es mit mir zu thun! — Er hat meine Töchter vom wahrscheinlichen Tode gerettet und sich dadurch Anspruch auf meine ewige Dankbarkeit erworben, er ist außerdem mein Gast und hat sich in dieser Zeit als ein angenehmer, gebildeter Gesellschafter gezeigt, und ich werde daher ferner nicht dulden, daß in meiner Gegenwart Albernheiten über ihn gesprochen werden. — Na, es ist

wahr, Rittmeister!" fügte Lambert schon in halbem Lachen hinzu, „verzeiht mir, aber es sind wirklich Albernheiten, und nun laßt es gut sein, und laßt uns dem Jasch klingeln, daß er den Kaffee bringt."

„Nun ich schweige," meinte achselzuckend der Gast, „aber denkt an mich, wenn es ein schlechtes Ende nimmt."

Gleich nach dem Mittagsessen fuhr der Rittmeister fort, da er sich zum Abend bei einem Nachbar angesagt hatte, und nach seiner Entfernung trat die Familie in eine Berathung, über die für den Ball zu wählenden Maskenanzüge zusammen.

„Wir durften dies interessante Thema den ganzen Vormittag nicht berühren," sagte Agnes. „Jetzt aber müssen die Masken ernstlich in Erwägung gezogen werden."

„Mich laßt aus dem Spiel, muß ich bitten!" sagte Frau Lambert, „wenn ich nicht, wie ein vernünftiger Mensch im seidenen Kleide erscheinen kann, gehe ich gar nicht mit."

„Erlaubt das seidene Kleid!" entschied Agnes wichtig, „die Mama's haben Prärogative. Nun kommt es an Dich, Papa!"

„Ich hoffe die Prärogative werden sich auch

auf die Papa's ausdehnen, und so wird es wohl mein schwarzer Frack auch thun."

„Mit nichten, Papa! das geht keinesfalls! auch ein Domino wird nicht acceptirt. Valerie, was wählen wir für den Vater?"

„Wenn er mich fragt, so würde ich ihm die Maske des tollen Grafen vorschlagen;" entgegnete die Gefragte. „Er hat ungefähr das Aeußere desselben und die Uniform von diesem liegt, wie wir wissen, in einer obern Kammer. Die Larve kann man dann leicht einigermaßen ähnlich wählen."

„Bravo, Bravo, Valerie! Du hast doch immer die besten Einfälle!" jauchzte Agnes. „Papa erscheint als der tolle Graf von Milowicz! Die Idee ist piquant und wird allgemeinen Beifall haben."

„Nun, sie scheint mir selbst ganz gut," meinte lächelnd der Hausherr, „und so mögt Ihr tolles Volk diesmal Euren Willen haben."

Der Entschluß des Vaters erregte die lebhafteste Freude seiner Töchter und selbst die beiden jüngsten — obgleich für sie keine Aussicht war, die Herrlichkeiten des Balles mit anzusehen — klatschten vor Vergnügen in die Hände. Valerie und Agnes erbaten sogleich den Schlüssel der oberen Bodenkammer,

um die besprochene Uniform zu holen und begaben sich, als sie das gewünschte Requisit erlangt, in Begleitung der beiden Kinder, aus dem Zimmer. Es dauerte indessen nicht lange, als sie sämmtlich mit etwas bestürzten Gesichtern wieder erschienen.

„Die Uniform ist fort! Die Kiste ist leer!“ rief der Chor gemeinschaftlich.

„Aber wie ist das möglich?“ erwiderte die Mutter halb ärgerlich, „der Schlüssel zu der Kammer kommt nie aus meinem Korbe; Ihr habt jedenfalls in eine falsche Kiste gesehen.“

„Nein, Mama!“ entgegnete Valerie bestimmt, „ich habe die Uniform ja selber das Letztemal fortgepackt, als sie für den Maler herunter geholt wurde.“

„Dann ist es mir vollständig unbegreiflich,“ sagte sehr verstimmt Frau Lambert.

„Sollte vielleicht Mamsell Minchen davon wissen?“ warf Constantin unbefangen ein.

„Minchen? nein! die kommt niemals in diese Kammer, es wird dort nur allerlei altes Gerümpel aufbewahrt.“

„Ich würde doch nach ihr schicken und sie deshalb fragen,“ beharrte Constantin.

„Wie kommen Sie darauf, Erhardt?“ fragte sich

vor ihn hinstellend, der Hausherr. „Sie werden doch die tugendsame Mamsell Minchen nicht etwa in Verdacht haben, ihrem Galan ein Geschenk mit der Uniform gemacht zu haben.“

„An einen Galan habe ich wirklich nicht gedacht,“ lachte Constantin, „aber dafür um so mehr an ein Gespenst.“

„An ein Gespenst?“ Die Frage kam von allen Lippen, und zugleich sah Constantin sich von der Familie dicht umdrängt; sogar Frau Lambert war voller Ueberraschung aufgestanden und zu ihm hingetreten.

„Ja! ich wiederhole, an ein Gespenst,“ entgegnete gut gelaunt der so allgemeine Gefragte. „Mir ist der tolle Graf in leibhaftiger Person Nachts im unteren Corridor erschienen, wohin mich ein Angstgeschrei gelockt hatte, und Mamsell Minchen — die bald dort mit mir zusammen traf — blieb so merkwürdig kaltblütig bei der Sache, daß ich nicht umhin konnte, sie im Verdacht der Theilnahme zu haben.“

„Unser Minchen?“ rief im höchsten Erstaunen der Hausherr, „und das erfahre ich erst jetzt? — Aber es ist ja nicht möglich, Sie irren sich, Erhardt! Minchen ist eine ernsthafte Person, nichts weniger

als zu Mummenschanz und Scherz geneigt, außerdem —"

„Mummenschanz und Scherz schien mir auch nicht dabei vorzuwalten, es schien mir im Gegentheil darauf abgesehen, die Mägde zu ihrer Pflicht zurück zu schrecken?"

„Wie? Was sagen Sie?" rief in plötzlich erwachter Heftigkeit der Hausherr. „Meine eigenen Untergebenen sollten wagen, den Aberglauben der armen unwissenden Leute auf diese Weise zu nähren, den ich mich mit allen Kräften bemühe, auszurotten? — Mamsell Minchen soll augenblicklich zu mir kommen!" herrschte er dem zufällig in das Zimmer tretenden Jasch zu — „und wenn sie sich wirklich so groben Vergehens schuldig gemacht," fuhr er in der früheren Heftigkeit fort, nachdem der Diener wieder hinaus gegangen — „so kann sie sich nach einer andern Stelle umsehen, ich behalte sie keinen Augenblick länger im Hause."

„Mamsell Minchen entlassen," tönte es von den Lippen der Töchter in Schreck und Schmerz.

„Ich bin überzeugt, Du wirst Dich in einem solchen Entschlusse nicht übereilen, lieber Lambert!" sagte die Hausfrau eindringlich, indem sie die Hand

auf die Schulter ihres Mannes legte. „Wenn sie diesmal wirklich gegen Deinen Willen gehandelt hätte, so wirst Du, in Deinem Gerechtigkeitsgefühle, gewiß nicht vergessen, wie lange sie uns treu und unermüdlich zur Seite gestanden.“

„Da sehen Sie, Erhardt, wie die Frauen uns Männer unter den Pantoffel bekommen!“ sagte, zu Constantin gewendet, Lambert in ganz anderem Tone. „Meine liebe Alte tritt meiner Heftigkeit nicht etwa durch Widerspruch entgegen und gießt dadurch Oel in das Feuer, nein! sie appellirt wohlweislich an mich selber, indem sie sich durchdrungen von meinen moralischen Vorzügen stellt. — Aber hier haben wir Mamsell Minchen selber und können hören, was sie uns zu sagen hat.“

Die Wirthschafterin blieb an der Thüre stehen und warf einen etwas unsichern Blick auf die Gruppe im Zimmer. Jasch mochte schon vom Zorn des Herrn erzählt haben, denn sie schien auf Sturm gefaßt. Der Hausherr ließ ihr auch keinen Zweifel darüber, denn auf sie zugehend, sagte er laut und gebieterisch:

„Ich höre da seltsame Dinge von Ihnen, Mamsell Minchen! Sie sollen sich erlauben, in meinem

eigenen Hause Gespenster-Erscheinungen in Scene zu setzen, und so selber den Aberglauben der Dienstboten bestärken, den ich so dringend auszurotten wünsche. Sie gerade können unmöglich mit diesen meinen Wünschen unbekannt sein, denn ich habe persönlich öfter Rücksprache mit Ihnen darüber genommen, ja ich habe Sie aufgefordert, mir darin werkthätig zur Seite zu stehen. Wie und womit können Sie also Ihre Handlungsweise entschuldigen? Verantworten Sie sich!"

Mamsell Minchen's anfangs etwas unsicheres Wesen war, während der lauten Rede des Hausherrn, wieder in die gewohnte Ruhe übergegangen, und sie sah zuletzt so gleichmüthig in das Gesicht des Zornigen, als ob er ihr irgend einen unbedeutenden Auftrag ertheile. Als er geendet, sagte sie langsam:

„Wenn ich mich verantworten soll, so muß ich vorher die Anklage kennen. Wessen Geist soll ich citirt haben?"

„Sie wissen sehr gut, daß hier im Hause nur von dem Gespenst des tollen Grafen die Rede ist," entgegnete ärgerlich der Hausherr, den die Ruhe der Haushälterin noch mehr zu reizen schien. „Hier, Herr Erhardt, hat das Gespenst selbst gesehen und gehört, wie die Mägde darüber geschrieen haben."

„Die gesuchte Uniform dieses tollen Grafen fehlt in der Kiste, und da frage ich, ob Sie vielleicht Auskunft darüber zu geben wissen?“

„Nun ja! ich weiß Auskunft darüber,“ entgegnete die Wirthschafterin gleichmüthig, „ich habe die Uniform selber herausgenommen und sie liegt sorgfältig verpackt in meiner Kommode.“

„Was? Sie gestehen es ein?“ schrie entrüstet der Hausherr.

„Ich denke, Herr Lambert! daß ich in den langen Jahren, welche ich hier im Hause verweile, nie Gelegenheit gegeben habe, zu glauben, daß ich nicht in jeder Beziehung für meine Handlungen einstehe und sie daher auch gestehe.“

„Aber in des Himmels Namen, Minchen! machen Sie mich nicht ganz wild mit Ihrer Ruhe. Wie können Sie denn Ihr unverantwortliches Betragen entschuldigen?“

„Madame Lambert wird mir das Zeugniß geben, daß ich keine Mühe in meinem Dienst gescheut und —“

„Aber wer bezweifelt denn das?“ rief ungeduldig der Hausherr. „Sie sind eine treffliche Person, eine ausgezeichnete Wirthschafterin, das wissen wir Alle;

jetzt sprechen wir indessen von dem Gespenst und nicht von Ihrer Vortrefflichkeit."

„Sie können aber von dem Gespenst nichts erfahren, ohne meine Vortrefflichkeit dabei mit in den Kauf zu nehmen, Herr Lambert!" lächelte beinahe malitiös Mamsell Minchen. „Diese Vortrefflichkeit ist eben meine Entschuldigung dabei."

„Mit Weibern ist doch schlimm verkehren," wendete sich Lambert, dessen Zorn bereits verflogen war, an Constantin: „Wenn wir Mamsell Minchen sprechen lassen, so wird sie Recht und wir Alle Unrecht haben."

„Das hoffe ich allerdings dem gnädigen Herrn zu beweisen," sagte mit freundlichem Lächeln Mamsell Minchen. „Wenn also meine Wirthschaftsführung zur Zufriedenheit geschieht und ich keine Mühe deshalb scheue, so denke ich, liegt der Beweis ziemlich nahe, daß, wenn ich mir Gespenster zu Hülfe rufe, ich mir allein unmöglich helfen konnte."

„Aber Minchen! konnten Sie mich denn nicht zu Hülfe rufen? Habe ich nicht überall Ihre Autorität gestützt und Ihnen Gehorsam verschafft?"

„Einer offenen Rebellion gegenüber würde mich allerdings Niemand wirksamer unterstützen können, als

der Herr selber. Aber dies heimliche Uebertreten meiner Befehle, diese fortwährenden nächtlichen kleinen Hausdiebstähle kann allein die Gespensterfurcht unterdrücken. Am Tage will ich die Leute wohl überwachen und sorgen, daß nichts Unrechtes geschieht, aber unmöglich kann ich in jeder Nacht unausgesetzt die Runde in allen Räumen machen."

„Jeden Abend fand ich vor dem Schlafengehen Alles in bester Ordnung. Fast jede Nacht aber standen die Mägde wieder auf, machten von Neuem Feuer in der Küche und nahmen was sie irgend nehmen konnten, indem sie mir alle meine Schlösser durch krumm gebogene Nägel unbrauchbar machten. Strafen, Dienstentlassung, Alles hatte ich versucht, aber Alles hatte sich machtlos erwiesen, der angeborne schlechte Trieb wirkte zu mächtig dagegen. Da fiel ich endlich auf dieses Mittel und siehe da, es that seine Wirkung. Einige Erscheinungen des tollen Grafen im Corridor oder in der Küchenthüre wirkten Wunder, und für Wochen, ja Monate getrauten sich die Mägde nach elf Uhr nicht über die Schwelle ihres Zimmers. Da ich wußte, daß dieses Mittel gegen Ihre Ansichten verstoßen würde, Herr Lambert —"

„Sehr, sehr!" seufzte der Hausherr.

„That ich es ohne Ihr Wissen. Ich glaubte damit vollständig im Rechte zu sein, denn dem edlen Bestreben, Ihre Untergebenen in jeder Beziehung moralisch zu heben, habe ich sonst überall redlich in die Hände gearbeitet. Ich habe sie mit unermüdlicher Geduld an Ordnung, an Reinlichkeit, an Gehorsam gewöhnt, ich habe sie unaufhörlich ermahnt, Gott vor Augen und im Herzen zu haben; sie gebeten, sich untereinander zu vertragen und Einer dem Andern in Liebesdiensten zuvor zu kommen. Sehr weit bin ich mit meinen Bemühungen noch nicht gelangt, aber der Erfolg steht ja allein in Gottes Hand. — Den Aberglauben ganz auszurotten, wird Ihnen, Herr Lambert, trotz aller Mühe nicht gelingen. Befördern thue ich aber diesen Aberglauben, nach meiner Ansicht, nicht, denn ich leugne ihnen gegenüber die Möglichkeit einer Gespenstererscheinung und stelle sie ihnen als die Ausflucht des eigenen bösen Gewissens dar."

„Und wer spielt denn nun eigentlich den tollen Grafen?" fragte Lambert.

„Sie werden ihm deshalb nicht zürnen, Herr Lambert? ich würde sonst in keinem Falle seinen Namen nennen."

„Da haben wir es!" lachte der Hausherr,

„Mamsell Minchen macht ihre Bedingungen. Nun ich glaube schon, daß sie es im Grunde nicht böse gemeint haben, und so soll auch der tolle Graf ohne Strafe davonkommen.“

„Es war Jasch! die Uniform paßte ihm wie angegossen; Gesicht und Frisur stutzte ich dann selber zurecht.“

„Also Jasch, der durchtriebene Schlingel!

„Ja! er ist ein treuer, verschwiegener Diener, durch den ich mancher Unordnung vorbeuge. — Nun, Herr Lambert, wissen Sie mein ganzes Vergehen. Wenn Sie befehlen, rufe ich sogleich das ganze Dienstpersonal zusammen und erkläre offen, daß ihnen ein Betrug gespielt sei. Der Glaube an das eine Gespenst wird damit vielleicht ausgerottet, der Aberglaube aber gewiß nicht! ich indessen bin dann nicht mehr im Stande, die Wirthschaft ordentlich zu führen. Meine Schränke und Speisekammer werden geplündert, meine Mägde zur Arbeit, durch Müdigkeit, untüchtig sein, und außerdem wird das Schloß in steter nächtlicher Feuersgefahr schweben. Wollen Sie also Ihr Princip auf die Spitze treiben, Herr Lambert, so bin ich, wie gesagt, zu gehorchen bereit; ich muß

dann aber jeden Vorwurf über nächtlichen Unfug zurückweisen."

„Gehen Sie mir aus den Augen, Mamsell Minchen!" sagte lächelnd der Hausherr, „ich sagte es ja, wenn wir Sie reden ließen, würden Sie schließlich Recht und wir Unrecht haben."

„Und die Uniform?" fragte fast schelmisch die Haushälterin.

„Machen Sie, daß Sie aus dem Zimmer kommen und lassen Sie mich nie wieder eine Silbe von der ganzen Geschichte hören."

Mamsell Minchen verneigte sich lächelnd gegen die Anwesenden und entfernte sich dann.

„Es ist eine schwer zu bändigende Rotte, diese polnischen Leute," sagte, als die Familie allein war, der Hausherr, „ich selber muß das anerkennen. Kommen doch auf dem Hofe, trotz des Nachtwächters, häufige Diebereien vor."

„Es mag daher wohl unmöglich sein, ohne diese Mittel Ordnung zu halten, aber Sie sehen, Erhardt, in welchen Conflict das Leben bringt. Unbedingt das Rechte wählen, scheint in der Theorie so leicht, indessen laufen in der Praxis die Fäden von Recht und Unrecht so ineinander, daß das Gewebe kaum zu

entwirren ist. Guten, treuen Leuten, durch das starre Festhalten an dem Princip, ihre Pflicht erschweren, ja unmöglich machen, scheint mir Unrecht, und doch ist wiederum das Princip selber gewiß das einzig Richtige. Minchen, auf ihrer Seite, hat dagegen auch Recht, wenn sie mir sagt, daß ich dadurch den Aberglauben nicht ausrotten werde, und das Siebedrehen ebenso wie das Strohhalmbeißen, um den Dieb zu entdecken, wird nach wie vor in voller Blüthe stehen. — Den Leuten zu sagen, das Schreckgespenst sei der Ausfluß des bösen Gewissens, nur die, welche Unrecht thun, erschauen es, scheint mir im Grunde eine ganz wichtige Erziehungstheorie, denn Gott führt uns Menschen ja auch oft allein durch den Irrthum auf den Weg der Wahrheit. So wähle in denn in diesem Conflict den Weg des Schwachen, indem ich weder billige noch verbiete, sondern die Sache eben gehen lasse, und damit wollen wir das Gespräch beendigen und von andern, erfreulicheren Dingen reden."

Achtes Capitel.

Die Fahrt nach Graudenz.

Die Woche, welche noch bis zu dem versprochenen Feste zu durchleben war, wurde von Seiten der jungen Mädchen mit den mannigfachsten Vorbereitungen verbracht. Wer irgend dabei hülfreich sein konnte, wurde dazu aufgefordert, und selbst Constantin mußte Abends am Kamin Schmelz aufziehen oder Silberblättchen kleben.

Da wahrscheinlich auf allen benachbarten Gütern gleiche Beschäftigungen vorwalteten, kam in dieser Zeit wenig Besuch, und ein Spaziergang, eine kleine Schlittenfahrt oder ein Duett Constantins mit Valerie bildete die einzige Zerstreuung in diesem Stillleben. Dessen unerachtet verging die Woche sehr schnell und glücklich, und als die Sonne, an dem für die Reise bestimmten Tage, in aller Pracht am Himmel aufstieg, stieß Constantin — statt sich über die günstigen

Aussichten, welche das Wetter gab, zu freuen — einen tiefen Seufzer aus.

Er hatte beschlossen, nicht wieder mit der Familie von Graudenz zurückzukehren, sondern von dort aus seine weitere Reise fortzusetzen, und hatte diesen Beschluß bereits seinen freundlichen Wirthen mitgetheilt. Obgleich er von diesen auf das Herzlichste zum Wiederkommen eingeladen war, obgleich er die feste Hoffnung hegte, dieses Wiederkommen in nicht zu langer Zeit bewerkstelligen zu können, bemächtigte sich seiner doch, bei dem Abschied aus dem alten Schlosse, eine tiefe Traurigkeit. Die ruhige, glückliche Pause in der Erfüllung seiner schweren, drückenden Aufgabe war abgelaufen. Jetzt trat wieder das Leben mit seinen unerbittlichen Anforderungen an ihn heran und wer konnte wissen, wie sich Alles gestalten, wer konnte vorhersagen, wie die Familie seine Handlungsweise beurtheilen, und ob sie mit derselben Herzlichkeit ihm entgegen kommen würde, wenn man erst offenkundig wußte, welcher Zweck ihn in die Provinz geführt.

Da die Gesellschaft zu groß, selbst für den Familienschlitten war, so hatte man diesen den Damen allein überlassen, während der Hausherr mit Constantin in einem offenen Jagdschlitten voranfuhr.

So wenig der Letztere anfangs durch diese Eintheilung erfreut schien, fand er doch bald die lebhafte Unterhaltung seines Wirthes so interessant, daß ihm der lange Weg kurz erschien. Lambert, indem er die Namen der Güter, welche man berührte, ebenso wie die der Besitzer nannte, knüpfte an diese kleinen Daten die allgemeine Geschichte, oder besser Entwickelung der Provinz. Er zeigte ihm, wie das deutsche Element — hauptsächlich wohl durch die Billigkeit des Grundbesitzes herbeigezogen — sich von Jahr zu Jahr mehr ausbreiten, wie die, durch Vernachlässigung im traurigsten Zustand der Zerrüttung angekauften Güter, sich unter den fleißigen, ordnungsliebenden neuen Besitzern allmählig heben, und wie die Provinz dadurch ein ganz anderes, erfreulicheres Ansehen gewönne.

„Es ist mir unerklärlich," sagte Constantin, als sein Nachbar ihm abermals den polnischen Namen eines Gutes nannte, „daß fast alle Besitzungen hier polnische Namen tragen. Die Geschichte erzählt uns doch von dem deutschen Leben, das vor Jahrhunderten hier gewaltet, wie kommt es, daß die Spuren dieses Waltens so ganz verlöscht scheinen?"

„Das kommt einfach daher," entgegnete sein

Nachbar, „weil die nachfolgenden Polen sich als die übermüthigen Sieger betrugen — so wenig ehrenhaft der Sieg, durch Geld und Verrath, auch erworben war — und die deutschen Namen polonisirten. Glauben Sie, daß die Ritter des Deutschordens ihren vielfach in das Land gebauten Burgen polnische Namen gegeben haben? und doch klingen sie jetzt alle polnisch. Mein Milowicz, nicht weit von Neuenburg das stattliche Rinkowken, nach der Grenze des Großherzogthums zu, das alte schöne Lowinek, und so manche andere Schlösser, deren Namen mir nicht gleich einfallen wollen."

„So sollten wir — da das Land dem deutschen Element zurückgegeben ist — nun unsererseits die polnischen Namen germanisiren."

Lambert lächelte und antwortete erst nach einer längeren Pause: „Wir Deutschen sind eben keine übermüthigen Sieger, und haben eine solche Ehrfurcht vor dem Rechte Anderer, daß wir unsere eigenen darüber außer Acht lassen. Wir legen auch zu wenig Werth auf die äußere Form, und setzen den ganzen Schwerpunkt allein in das Reich des Geistes. Der Deutsche nimmt deshalb, so bald er sich mit einem fremden Elemente mischt, so leicht das äußere Gebahren dieses

Elementes an; wir würden jedoch durchaus im Irrthum sein, wenn wir glaubten, daß er seinerseits keinen Einfluß auf seine Umgebung übte. Im Gegentheil wirkt der Einfluß des deutschen Elements unwiderstehlich, und wir können nach Jahrhunderten noch in den geistigen Eigenthümlichkeiten, in dem moralischen Gedeihen des Volkes die Vermischung mit deutschem Blute erkennen. Wir dürfen dabei mit Stolz sagen, daß dieser Einfluß stets ein guter ist, und daß jedes Volk, durch die Aufnahme deutschen Elements in sich gewinnt.

„Lassen wir daher vorläufig ruhig die polnischen Namen, aber fahren wir auf dem betretenen Wege fort. Suchen wir durch Fleiß, durch Ordnung, durch Sparsamkeit, durch Uebersicht und richtiges Erfassen der Verhältnisse, das Land aus seinem zerrütteten Zustand allmählig emporzuarbeiten. Fahren wir fort durch Anlegung von Schulen, durch das eigene Beispiel der strengen und reinen Sitte, durch wahres Christenthum, welches das ganze Leben durchdringt und nicht blos in äußerem Kultus besteht, das Volk aus seiner geistigen Versunkenheit zu heben und wir werden die wahren Sieger sein.

„Das ist das ächte Germanisiren und die Po-

len, so sehr sie sich sträuben, sie müssen sich diesem geistigen Einflusse beugen. Entweder sie lernen von unserm Beispiel, und werden arbeitsame, tüchtige Landwirthe, gute, sorgsame Handwerker, treue aufopfernde Lehrer, und wie die verschiedenen Berufe des Lebens sich nennen mögen, oder sie werden, ohne unsern Willen, geistig von uns erdrückt. Im ersteren Falle müßte das polnische Volk dem Sieger die wärmste Dankbarkeit entgegen bringen, denn es hätte von ihm die größte Wohlthat empfangen, im letzteren Falle aber sich ganz allein die Schuld beimessen.

„Es geht mir immer durch das Herz, wenn ich über die Deutschen spotten höre, daß sie solche Affen der anderen Nationen sind, über das eigene Land immer klagen, und bei Andern Alles entzückend finden. Nun ja, ich gebe zu, das ist eine Schattenseite unseres Volkes, eine sehr starke Schattenseite sogar, aber wie kann man kurzsichtig übersehen, daß dieser starke Schatten eben nur so dunkel hervortritt, weil er durch helles Licht erzeugt wird. Besäßen wir, neben unseren inneren Vorzügen, noch die äußere Selbstständigkeit der festen, geschlossenen Waffe, wir wären ja die unbedingten Herrscher der Welt und das europäische Gleichgewicht würde zu einer Chimäre. Gott

sorgt aber wohl dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

„Die politischen, die socialen Revolutionen haben deshalb andere Völker durchzukämpfen, wir Deutschen sind nicht dafür geschaffen, die Reformationen im Reiche des Geistes aber, sind unsere eigenste Aufgabe, und ich meine, Gott habe uns damit wahrlich keine geringe Anfgabe, sondern im Gegentheil, die höchste gestellt. — Mögen die Deutschen daher französische Moden entzückend finden, mag uns englischer Comfort unübertrefflich dünken, mag unsere Phantasie für das Land „wo die Citronen blühen" schwärmen, und das „Nach Sevilla!" mit schwermuthsvoller Sehnsucht über unsere Lippen gleiten; dreimal glücklich wollen wir uns preisen, mit so inniger Empfänglichkeit das Schöne aller Länder nachempfinden zu können; wir sind schon deshalb allein ein reichbegabtes Volk zu nennen. Es mag sein, daß die Nation durch solche Empfindungen nicht gewinnt, das Individuum aber jedenfalls, und so sehr wir darunter leiden, eben keine starke Nation zu sein, haben wir doch wieder den unberechenbaren Vortheil, durch keine Schranke gehindert zu werden, uns im vollsten Umfang des Wortes als Mensch ausbilden zu dürfen, und deshalb dürfen

wir mit gerechtem Stolze rufen: Unser Deutschland über Alles!“

Lambert hatte mit steigender Wärme gesprochen, und als er den Schlußsatz mit glänzenden Augen, mit bewegten Zügen und lebhaften Geberden, laut ausrief, fuhr er, wie beschämt über den Ausbruch seines Enthusiasmus, gleich darauf mit der Hand über das Gesicht, und fügte in anderm Tone hinzu:

„Da sehen Sie, Erhardt! wie das angeregte Thema in mir altem Mann das Jünglingsfeuer wieder anfacht. Der Schwärmer steckt einmal unvertilgbar in uns Deutschen; aber es ist doch schön, dieses warme deutsche Herz, das selbst bei grauen Haaren noch so innig, noch so eindringlich zu fühlen weiß.“

„Ich stimme Ihnen aus voller Seele bei!“ nahm jetzt Constantin das Wort. „Sie, Herr Lambert, betrachten die Sache von einem höheren Standpunkte aus, und halten sich daher an das innere, ächte Gold; ich aber, der ich noch nicht zu dieser geistigen Höhe gedrungen bin, ich verlange auch nach der äußeren Vergoldung. Ich knirsche zuweilen mit den Zähnen, wenn ich französische, wenn ich englische Zeitungen lese, in denen sich auch der elendeste, un=

wissendste Scribent erfrecht, mit Anmaßung über Deutsche und Deutschland zu schreiben."

„Da kann Deutschland ihm zurufen: Du redest von dem Geist, den Du begreifst, doch nicht von mir!" entgegnete Lambert lächelnd.

„Oder gar wenn ich die elenden Narren sehe, die sich ihrer deutschen Geburt schämen, und sich als Affe eines andern Volks erhabener dünken. Wenn ich deutsche Fabrikate mit fremdem Stempel geprägt finde, um ihnen mehr Geltung zu verschaffen, oder deutsche Namen mit einem Accent entstellt lese, um ihnen einen französischen Klang zu geben."

„Das thun doch wohl nur Friseure und Schneider, lieber Erhardt, die würden meinen Zorn nicht erregen, denn in der Pomade und in der Kunst der Schneiderei gestehe ich den Franzosen gern den Vorrang vor uns zu. Aber," fuhr Lambert im ernsteren Tone fort, „Sie irren sehr, mein junger Freund, wenn Sie glauben, ich befinde mich immer auf der olympischen Höhe, von wo aus sich das Ganze übersehen läßt, und die Einzelheiten sich eben als nothwendige Theile dieses Ganzen darstellen. Im Gegentheil, ich ärgere mich weidlich über diese Erbärmlichkeiten, wenn sie an mich herantreten. Ich habe hier,

in dem steten Zusammenkommen mit den Polen, wahrhaftig Gelegenheit genug dazu."

„Das glaube ich," erwiderte Constantin finster, „Sie haben doppelt dabei zu leiden, denn es muß außerdem widerwärtig sein, diese geistigen Antipoden als Nachbarn zu haben."

„Nein! ich sagte es Ihnen schon, es läßt sich im Gegentheil gut und leicht mit ihnen leben, und weiter braucht es ja Nichts."

„Und sollten die Deutschen nicht immer das Gefühl haben, auf einem Vulkan zu leben? sollte dieses Gefühl nicht, wie ein stetes Schreckgespenst, den Frieden von dem deutschen Heerde scheuchen?"

„Nach meiner Ansicht ist dieses Gespenst nicht furchtbarer, als Jasch in der Maske des tollen Grafen", lachte Lambert heiter. „Ihr Gleichniß paßt nicht ganz, Erhardt! denn bei dem Ausbruch eines Vulkans stehe ich den Elementen machtlos gegenüber, während wir hier uns unserer Haut wohl wehren wollen. Ich kann nicht leugnen, es gährt unter den Polen, es bereitet sich irgend etwas Unheilvolles vor; nun, wenn es wirklich kommt, muß es durchgekämpft werden, wie ein Fieber, wie ein Gewitter, nachher ist der Körper um so gesünder, die Luft um so reiner."

„Und haben die Polen Grund zur Unzufriedenheit? Ich bin nicht genau unterrichtet von diesen Verhältnissen, aber wie mir die Sache erscheint, hat Preußen im Gegentheil sehr viel für seine polnischen Untergebenen gethan.“

„Gewiß trifft die Regierung keine Schuld, denn sie behandelt polnische und deutsche Landeskinder auf ganz gleichem Fuß. Aber das ist es ja eben; wäre Grund zur wirklichen Unzufriedenheit vorhanden, so könnte dem abgeholfen werden; ich nannte den wahrscheinlichen Ausbruch eines Aufstandes deshalb vorher ein Gewitter, weil er eben ganz unvermeidlich ist. Es ist eine Unzufriedenheit, die aus Unruhe entspringt, und die daher niemals zu befriedigen ist. Der Pole bedarf durchaus der Emotion, der äußeren Erregung und wird sie sich unter allen Umständen zu verschaffen wissen. Verfolgen Sie die Geschichte Polens aufmerksam, und Sie werden darin den unwiderleglichen Beweis meiner Behauptung finden. Gab es Leute mit mehr Freiheiten, als dieser polnische Adel? und hat dessen ungeachtet die innere Ruhe und Zügellosigkeit sie nicht immer unzufrieden gemacht, nicht immer mehr verlangen lassen und sie zuletzt bis zu dem Wahnsinne des selbstmörderischen Einzel-

Veto geführt, von dem nur ihre Verblendung nicht einzusehen vermochte, daß es der Todesstoß ihrer staatlichen Selbstständigkeit, das eigentliche „Finis Poloniae“ sei.

„Und noch Eins! Die Polen leiden an demselben Uebel, an dem auch die Franzosen kranken: Die Frauen haben bei beiden Völkern eine falsche Stellung; reißen auf der einen Seite zu viel Einfluß an sich und legen auf der andern zu wenig Werth auf das, was ihr eigentlicher Beruf ist. Gott hat das Weib ganz offenbar zum festen Punkt in dieser ewigen Bewegung gemacht, wehe daher jedem Volke, bei dem die Frau das treibende Element ist, es wird stets wie ein ankerloses Schiff auf den Wogen des Lebens umherschwimmen, und den ersehnten Hafen der Ruhe niemals erreichen. Die Natur rächt immer das Uebertreten der gesteckten Schranke, und die Guillotine, welche so mitleidslos die Köpfe all' der schönen Frauen fortnahm, was war sie Anderes, als die Handhabe der Nemesis, welche, wenn auch spät, so doch unerbittlich trifft. Und wenn die geistreiche Staël Napoleon einst auf seine Bemerkung: daß Frauen sich nicht in Politik zu mischen haben, schlagend erwiderte: „In einem Lande, wo man den

Frauen die Köpfe nimmt, seien sie sehr wohl dazu berechtigt, so hätte er eben so schlagend erwidern können: „Man hat ihnen die Köpfe genommen, eben weil sie sich in Politik gemischt haben.“

„Die Gräfin Walewska scheint demnach der Typus der polnischen Frauen,“ warf Constantin ein.

„Das ist sie! So verführerisch schön und liebenswürdig sind diese Frauen, daß man die Männer kaum schwach nennen kann, sich von ihnen unterjochen zu lassen. Aber das Elend der einzelnen Familie, ebenso wie des ganzen Volkes, scheint mir doch ein etwas zu theurer Preis, selbst für den Liebreiz Aphroditens.“

Das so ernst gewordene Gespräch wurde unterbrochen durch das Anhalten des Schlittens vor einem Kruge, wo die Pferde gefüttert werden sollten. Da sehr bald auch der Schlitten mit den Damen anlangte, trat die Gesellschaft gemeinschaftlich in die Wirthsstube. Es war gerade Markttag und eine Unzahl Bauernschlitten hielten am Kruge, deren Inhaber nicht sowohl ihre Pferde, als sich selbst erquickten — und so würde der Aufenthalt für die Gesellschaft recht unbehaglich gewesen sein, wenn die freundliche Wirthin dieser nicht ihr eigenes Zimmer geöffnet hätte.

Frau Lambert hatte vorsorglich alles Nothwendige bis auf Servietten und Bestecke selber mitgebracht, und so stand unter den ordnenden Händen der jungen Mädchen bald ein sehr einladendes Mahl auf dem gedeckten Tisch.

Eben wollte man sich dazu niederlassen, als sich die Thüre öffnete und der Rittmeister eintrat. Man begrüßte ihn freundlich und ladete ihn ein, an der Mahlzeit theilzunehmen. Constantin war diese Begegnung nicht angenehm; er fürchtete das unausgesetzte Forschen und Ausfragen des neuen Gastes, und er legte sich deshalb in seiner Gegenwart, selbst in dem Betragen gegen Valerie eine bedeutende Zurückhaltung auf.

Als die Mahlzeit beendet war, wollte Lambert sehen, ob die Pferde zur Weiterfahrt bereit seien und trat an das Fenster, wohin ihm der Rittmeister folgte.

Dort bemächtigte der Letztere sich sofort des Rockknopfes seines Nachbars und flüsterte, sich dicht zu ihm neigend:

„Habt Ihr Nichts in Bezug auf Euren Gast entdeckt?“

Lambert machte eine unwillige Bewegung, und

während er sich von der Hand des Rittmeisters zu befreien suchte, sagte er lauter, als dieser wünschen mochte:

„Ich sagte Euch schon, Ihr seid ein Narr, Rittmeister!“

„Nun, wenn Ihr Nichts wißt, so weiß ich Etwas!“ flüsterte dieser leise, indem er den Knopf noch etwas fester faßte. „Ihr habt selber gehört, wie dieser junge Mann auf meine Frage, was er bei dem Juden Peißak für Waaren bestellt hätte, mir antwortete: er wünsche noch eine Bernsteinspitze zu haben. Gestern treffe ich den Peißak zufällig und da erwidert mir dieser auf dieselbe Frage: er solle dem jungen Herrn recht schöne seidene Halstücher bringen.“

„Er wird Beides bestellt haben,“ meinte Lambert.

„Das würde allenfalls der junge Mann, niemals aber Peißak mir zu berichten vergessen. Das ist indessen noch nicht Alles. Vorgestern bin ich in Thorn und treffe da den jungen Grafen Tarnaczowski. Ich erzähle ihm von dem bevorstehenden Besuche des Herrn Erhardt, und er sieht mich darauf groß an und sagt: „Das muß ein Irrthum sein, ich kenne keinen Herrn dieses Namens.“

„Nun ja, es wird ein Irrthum sein, Erhardt wird einen anderen Tarnaczowski meinen.“

„Als ob es einen anderen Menschen dieses Namens in der Provinz gäbe,“ entgegnete der Rittmeister achselzuckend, „darin werdet Ihr mir doch trauen. Aber hört nur weiter. Als ich dem Grafen erzählte, daß der junge Erhardt in Dresden seine Bekanntschaft gemacht haben wolle, lachte er und sagte: „Ich bin niemals in Dresden gewesen, aber ich glaube, mein Paß hat sich auf der Durchreise nach Paris dort aufgehalten und der hat vielleicht Bekanntschaften gemacht.“

Was wollte er damit sagen?“

„Ja, das frage ich Euch, was wollte er damit sagen? Er machte mir nach diesen Worten eine Verneigung und ging davon, seine Frau wartete auf ihn, und diese Ehemänner, unter einem Monat, sind leider so entsetzlich pünktlich.“

„Ihr könnt ihn morgen auf dem Balle nach dem Sinne seiner Worte fragen,“ sagte Lambert nachdenklich.

„Leider kommt er nicht hin, er ist erst heute zu den polnischen Verwandten gefahren und bleibt acht Tage dort. Aber Ihr werdet mir zugestehen, Lam-

bert, daß ein starker Verdacht auf Euren Gast fallen muß. Jedenfalls hat er durch Zufall den Namen des Grafen in dem Passe gelesen und prahlt nun mit Bekanntschaften, die er nicht besitzt, um sich ein Ansehen zu geben."

„Ich glaube das nicht! es wird anders zusammenhängen," entgegnete Lambert; aber sein Ton hatte nicht mehr die abweisende Art, in welcher er vorher zu seinem Gegenredner gesprochen. Er drehte sich sogar gegen das Fenster und schaute einige Minuten sinnend durch die Scheiben.

Er prüfte im Geiste das ganze Betragen seines jungen Gastes und zu seiner eigenen Ueberraschung stieß ihm Manches auf, das ihm im Einzelnen entgangen und das jetzt, neben einander gestellt, ihm allerdings sonderbar und unklar erschien. Nach Erhardt's eigener Angabe wollte er sich hier ankaufen und doch hatte er überall eine so offenbare Abneigung gegen alle Polen gezeigt, daß die Wahl gerade dieser Provinz zu einer Niederlassung für ihn, ziemlich sonderbar erscheinen mußte. Dann hatte er niemals Lust bezeugt, verkäufliche Güter anzusehen, und als er von Lambert, halb mit Gewalt, auf ein solches gebracht worden war, hatte er eine so grobe Unwissenheit in

vielen wirthschaftlichen Dingen gezeigt, daß seine Umgebung darüber staunte. Und zuletzt — war nicht wirklich vorgestern Peißak wieder in Milowicz gewesen? war Lambert nicht selber zu einer vertraulichen Unterredung des jungen Mannes mit dem Hausirer gekommen, welche seine Gegenwart sofort beendete?

Lamberts Mienen nahmen einen immer düsteren Ausdruck an, als er bis zu diesem Punkte seines Nachdenkens gekommen war. Es gab entschieden etwas Unaufgeklärtes in dem Betragen seines Gastes, und er hatte nicht allein geduldet, daß sich dieser wochenlang offen um die Liebe seiner Tochter beworben, sondern hatte fast mit Freuden erkannt, daß Valerien's Interesse für Erhardt mit jedem Tage deutlicher hervortrat. Die angenehme Unterhaltung des Gastes, dessen gebildeter Geist, der in allen Fächern des Wissens zu Hause zu sein schien, hatte ihn so bestochen, daß er nicht gefragt, ob auch der Charakter des jungen Mannes hinreichende Bürgschaft für die Zukunft seiner Tochter biete.

Zufällig zur Seite blickend, sah Lambert die Augen des Rittmeisters forschend auf sich gerichtet, und unangenehm berührt davon, wendete er sich zur Gesellschaft und sagte mit ruhigem Gleichmuth:

„Ich beobachte die Bauernschlitten, welche hier vorbeifahren; Sie können dabei Studien machen, Erhardt! Sehen Sie, der Mann dort liegt betrunken der Länge nach im Stroh, während die Frau die Pferde am Schlitten leitet. Das ist unbedingt ein Pole. Die Deutschen, wenn sie leider nicht auch so nüchtern bleiben, als wünschenswerth wäre, sind doch selten bis zur Sinnlosigkeit betrunken, und werden sich auf diese Weise nie ihres Herrenrechts begeben. Dort der Bauer, der mit lallender Zunge zu singen versucht und mit den Händen in der Luft umherficht, ist ohne Zweifel ein Deutscher, denn seine Frau sitzt so zaghaft neben ihm, als fürchte sie sich, trotz der Heiterkeit des Ehegatten, vor einem Zornesausbruch."

„Ein gräßliches Laster, die Trunkenheit, murmelte Constantin, indem er sich widerwillig vom Fenster wendete.

„Ich gebe Ihnen zu, es ist dies eine der stärksten Schattenseiten, mit welchen der Landwirth in der Provinz zu kämpfen hat. Aber auch dieses Laster wird allmählig besiegt werden, wenn die Leute nur erst aus der moralischen Versunkenheit, in der sie leben, geweckt werden, und auch hier hoffe ich auf den deutschen Einfluß."

Die ganze Gesellschaft war jetzt an das Fenster getreten und sah dem Gewirre von Schlitten zu, die auf dem Platze vor dem Kruge hielten. Obgleich die meisten der Besitzer schon mehr Branntwein getrunken, als ihnen zuträglich, hielten doch fast alle Vorüberfahrende an, um sich wenigstens ein Glas des beliebten Getränks an den Schlitten bringen zu lassen. Dabei war überlaute Fröhlichkeit, und Lachen und Singen schallte von allen Schlitten.

Jetzt benutzte sogar ein Paar den Raum von zwei Ellen im Geviert, zwischen zwei Schlitten, um die Mazurka zu tanzen, und trotz Kälte und Schnee wirkte das Beispiel so unwiderstehlich, daß im Nu die Hälfte der Schlitten geleert waren, und Männer und Weiber in der Mazurka umherwirbelten. Wo sie Platz dazu fanden, war schwer begreiflich, denn die Schlitten schienen aneinander zu stehen; aber jedenfalls tanzten sie, und jede Schwenkung wurde mit einem Jubelruf, einem nachfolgenden Schnalzen der Zunge und einem lebhaften Aneinanderschlagen der Hacken begleitet. Glücklich der Bauer, der ein Paar verrostete Sporen an diese Hacken geschnallt hatte, mit denen er zusammenschlagend, laut klirren konnte; dies Klirren machte ihn ohne jede Widerrede zum Helden des Tages.

Die Menge schien sich endlich müde gejubelt zu haben und begann ihre Schlitten wieder zu besteigen, doch konnte man noch nicht abfahren, denn die Aufmerksamkeit wurde abermals gefesselt. Zwei Bauern, beide bespornt, die weißen Schafpelze mit Schnüren geschmückt und die polnische Mütze schief auf das Ohr gedrückt, stellten sich gegenüber auf, um den Kossak zu tanzen. Nach einer etwas monotonen zweitaktigen Melodie, welche wahrscheinlich die Ehefrauen der beiden Tänzer sangen, begann sich erst der eine derselben im Rythmus seinem Gegenüber zu nähern, dann sich dicht vor demselben harmonisch mit diesem im Takte zu drehen, und darauf mit demselben Pas wieder zurückzugehen. Von dem zweiten Tänzer wiederholte sich genau die Tour, und dann fing der erste ein künstlerisches Pas an, das nach Beendigung der Tour sich abermals steigerte, und zuletzt in die seltsamsten Sprünge und Gliederverdrehungen ausartete. Den glänzenden Schlußstein des Tanzes bildete das wundersamste Pas, welches mit einem vollen Glas Branntwein in der Hand durchgemacht wurde, von dem, trotz des wenig nüchternen Zustandes, der Tänzer keinen Tropfen verschüttete, und welches, während diese sich unaufhörlich auf einem Beine drehten, triumphirend

mehrmals hoch über dem Kopf geschwungen und dann ausgetrunken wurde.

Der Beifall der Menge fand seinen Höhepunkt bei diesem letzten Akt, für den Alle Sympathie fühlten, und der Jubel artete in ein Gekreisch aus. Dann aber schienen die Kräfte erschöpft, die bewunderten Tänzer stiegen in die Schlitten, legten sich in das Stroh und überließen den Frauen die Zügel, auch die andern Wagen entfernten sich, und der eben vom bunten Geräusch widerhallende Platz wurde fast leer.

„Was Ihr immer mit Eurer Hebung und sonstigem Unsinn wollt, Lambert!“ sagte der Rittmeister, als das Peitschenknallen der Abfahrenden sich verloren hatte. „Sind diese Leute nicht glücklich? könnt Ihr Euch mehr fröhliche Lebenslust für Bauern denken, als wir eben hier mit angesehen?“

„Wenn es nur nicht sechs Tage in der Woche gäbe, an denen nicht Markt ist, und wo das dort vertrunkene Geld sehr fehlt.“

„Pah! da darben sie ein bischen, sind's ja gewohnt, meist von Kartoffeln zu leben. Aber seht, da ist Euer Michel! und macht die lächerlichsten Geberden, um sein Warten bemerklich zu machen.“

Die Gesellschaft hüllte sich schnell in ihre Pelze und stieg in den Schlitten. Der Rittmeister schloß sich dem Zuge an, vertauschte aber seinen wenig bequemen Sitz, mit dem behaglichen Plätzchen, welches die Damen noch in ihrem verdeckten Schlitten frei hatten.

Die Unterhaltung in dem Jagdschlitten war jetzt etwas einsilbiger, als vor der Mahlzeit. Lambert war in Gedanken versunken und auch Constantin war schweigsam.

„In Dresden haben Sie den Grafen Tarnaczowski kennen gelernt?“ fragte nach längerem Stillschweigen Lambert ganz plötzlich.

Ueber Constantins Gesicht flog ein Schatten unangenehmer Ueberraschung, und er sagte ziemlich kurz: „Ja! ich bin in Dresden zu Hause.“

„Wissen Sie, daß er behauptet, Sie gar nicht zu kennen?“ Lambert sah bei seinen Worten geflissentlich nach der andern Seite, er mochte seinen Nachbar nicht anschauen, die Rolle des Ausfragers war ihm zu widerwärtig. Als aber Constantin so lange schwieg, drehete er sich erstaunt nach ihm um und fuhr überrascht zurück vor dem finstern, entstellenden Ausdruck, welchen dessen Züge angenommen.

Dieser, als er die Blicke Lamberts auf sich gerichtet sah, glättete mit schneller Selbstbeherrschung seine Mienen, hatte aber seinen Ton nicht so in der Gewalt, daß er nicht höhnend scharf geklungen, als er langsam sagte:

„Ich glaube es wohl, daß der Herr Graf meine Bekanntschaft verläugnet. Uebrigens bin ich dem Herrn Rittmeister durchaus nicht dankbar für seine Einmischung, mir lag daran unbekannt zu bleiben."

„Der Graf wird leider nicht auf den Ball kommen," sagte Lambert, den das sonderbare Wesen Constantins etwas aus der Fassung brachte.

„Nicht?" fuhr dieser heftig auf. „Ah, der Elende! — ich konnte es mir denken," setzte er dann ruhiger hinzu, „und eigentlich — um so besser — habe ich einen Tag des Glückes mehr. — Sie sind erstaunt über mein Betragen," fuhr Constantin fort, indem er in das Gesicht seines Nachbars sah, „und doch kann ich Nichts thun, dieses Erstaunen zu erklären. —

Sie haben mir so viel herzliche Güte erwiesen, daß dieses Geheimthun meinerseits fast den Anschein der Undankbarkeit annimmt. Aber dieses Geheimniß betrifft mehr noch wie mich, andere Personen, und so bin ich dessen unerachtet vorläufig zum Schweigen

verpflichtet. In einigen Wochen jedoch hoffe ich bestimmt, meinen gütigen Wirthen die vollste Darlegung, der mich in die Provinz führenden Angelegenheit geben zu können."

Neuntes Kapitel.

Der Maskenball.

Die Polen haben wie in vielen Dingen, so auch in dem Decorationstalente, Aehnlichkeit mit den Franzosen. Mit wenigen Mitteln wissen sie ein geschmackvolles Arrangement herzustellen, und die Ausschmückung des Ballsaals in Graudenz, in welchem die Masken umherwogten, machte dem polnischen Leiter des Festes alle Ehre. Mit frischem Grün, mit rothen und weißen Draperieen und Wandleuchtern waren die einfachen Wände ganz allerliebst verziert, und die kleinen Kabinete, welche durch Gruppen von Bäumen, oder wolkenartigen Vorhängen gebildet wurden, gaben die reizendsten Ruheplätze, in die sich ältere Leute, müde des Trubels, ein wenig zurückziehen konnten, oder in die sich die erhitzten Tänzer flüchteten, um sich einige Kühlung, einige Ruhe zu verschaffen.

In seltsamem Gemisch bewegten sich die Repräsentanten

sentanten aller Zeiten, aller Länder, aller Zonen hier durcheinander. Selbst der Olymp hatte es nicht verschmäht seine Göttergestalten zu dem Graudenzer Feste zu senden. Herablassend verkehrten die Unsterblichen mit den Staubgebornen, schwenkten sich in der Mazurka mit ihnen umher, oder schlürften irdische Limonade und Mandelmich.

Wilde junge Damen, mit einem hohen Federschmuck auf dem Haupte, bunte Federn an den sehr civilisirten Doppelrock geheftet, deuteten ihre Wildheit symbolisch durch einen goldenen Köcher mit Pfeilen an, den sie über die Schulter geworfen, und hielten dazu eine Armbrust in der Hand, welche im Verein mit diesen Pfeilen ein recht kriegerisches Aussehn verlieh, von der Trägerin aber bald, als unbequem, bei Seite gelegt wurde.

Mohrenmasken waren im vertraulichsten Gespräche mit amerikanischen Pflanzern, und mittelalterliche Krieger wirbelten im Walzer mit Hellenen. Zahllose Nymphen klagten über die unbequem langen Gewänder und Schleier, die gewiß vortrefflich für das feuchte Element, aber weniger gut für einen überfüllten Ballsaal paßten. Pierrots und Colombinen gaukelten durch die Menge und übten überall ihre Neckereien, und Mönche und

Nonnen straften ihr Aeußeres durch ausgelassene Heiterkeit Lügen.

Der Ball war bereits im vollen Gange, als die Familie Lambert eintrat. Valerie hatte das sehr kleidsame Kostüm eines russischen Bauernmädchens gewählt, und die dicken blonden Flechten, welche sie um ihre Wangen gelegt, paßten nicht allein, sondern kleideten sie auch ganz vortrefflich. Die schwarze Halbmaske, welche nur den obern Theil des Gesichts verbarg, ließ den untern, durch den Contrast um so zarter und schöner hervortreten und ihre Erscheinung brachte, selbst in diesem Gewirre hübscher Masken und Gestalten, eine allgemeine Bewunderung hervor.

Agnes hatte ihren Anzug aus dem idealen Reich gewählt, und erschien als die Elfenkönigin Titania. Ihre kleine zarte Gestalt, ihr bewegliches Wesen war wie für die Rolle geschaffen, und der Kranz von Silberlilien und Rosen auf dem Haupte, den eine kleine Krone von funkelnden Steinen — als Symbol ihrer königlichen Würde — überragte, der lange flitterngestickte mit Silber gesäumte Schleier, das griechische Gewand kleidete sie ganz allerliebst, wozu noch die schwärze Sammetbrille beitrug, mit welcher sie

ihre Züge verbergen, oder eigentlich wohl nur verschönern wollte. Harlekin zeigte sich auch sogleich völlig überwunden von ihrer Schönheit, that einen Fußfall, gestand seine Liebe und bat in den schmelzendsten Tönen um ihre Gegenliebe. Und als sie, nicht an die Maskenfreiheit gewöhnt, sich erschreckt von dem Knieenden abwendete, hielt dieser sie am Schleier, versprach demüthig, statt mit ihrer Liebe, sich mit einem Walzer zu begnügen, und führte sie auch sogleich triumphirend in den Kreis der Tanzenden.

Valerie war indessen von Rittern, Bauern, Spaniern und Dominos umringt worden, die Alle mit ihr zu tanzen wünschten, selbst Don Carlos und Ludwig der Vierzehnte stellten dieses Verlangen an sie, und da Jeder den Vorrang zu haben behauptete und sie schüchtern mit ihrer Wahl zögerte, rief ein allgemeines Stimmengewirr: „Das Tuch in die Höhe werfen! Das Tuch in die Höhe werfen!“ Der Kreis vergrößerte sich, immer mehr Neugierige traten heran, so daß sie zuletzt wirklich geängstigt, dem Rufe willfahrte und ihr Tuch in die Höhe warf. Der glückliche Sieger überreichte ihr dasselbe knieend, erhob sich dann und führte seine Tänzerin im Triumphe davon.

Lambert, der nun doch, da ihm das Anlegen der Uniform des tollen Grafen unmöglich gemacht war, trotz der Bitten seiner Töchter, im Domino erschien, befand sich ebenfalls bald mitten im Maskengewühl und unterhielt sich sehr gut, indem er über die mannichfachen Scherze und Possen, welche um ihn her getrieben wurden, laut lachte, oder selber Neckereien übte. Frau Lambert dagegen, obgleich sie mehre ältere Damen, als Gesinnungsgenossen, ebenfalls im Gesellschaftsanzug begrüßen konnte, fühlte sich in diesem bunten Treiben ziemlich unheimlich. Sie hatte kein Verständniß dafür, daß vernünftige Menschen einen ganzen Abend hindurch so grenzenlose Albernheiten treiben und sich dabei gut unterhalten konnten.

Constantin, der wie schon erwähnt, durch allerlei kleine Dienste werkthätig an dem Anzug der jungen Damen hatte helfen müssen, wurde doch, der Ueberraschung wegen, nicht mit der ganzen Maske bekannt gemacht, ebenso wenig, wie er über seinen Anzug gesprochen hatte. Er war deßhalb auch nicht mit der Familie zusammen gekommen, und schien entweder noch nicht auf dem Balle, oder in dem Gewühl der Masken verschwunden.

Valerie und Agnes, nachdem sie den ersten Ein-

druck des so ungewohnten, so viel freieren Benehmens der Masken überwunden hatten, fanden das Treiben um sie her, sehr erregend und hübsch. Die vielen verschiedenen und meist reizenden Anzüge, das theils gelungene, theils mißglückte Bestreben, sich der gewählten Rolle gemäß zu benehmen, das Geheimniß, welches über allen diesen heitern Menschen waltete und welches zu erforschen, so verlockend war, Alles vereinte sich, die jungen Mädchen zu belustigen. Agnes fühlte sich wie berauscht von Vergnügen und sprudelte über von ungetrübter Heiterkeit, während Valerie zuweilen einen so suchenden Blick durch den Saal sandte, daß man erkannte, wie sie sich doch durch den glänzenden Trubel nicht ganz ausgefüllt fühle, wie sie Etwas beinahe schmerzlich vermisse. Besonders waren es die Dominos, denen ihr forschender Blick galt, denn da Constantin so durchaus keine Vorbereitungen für seinen Anzug getroffen zu haben schien, schloß Valerie mit ziemlich richtiger Logik, daß er sich ohne Zweifel nur eines Dominos bedient haben würde.

Aber wie in der Masse der verschiedenen Domino's, bei denen alle Farben vertreten waren, den eigentlichen heraus erkennen? es schien ihr beinahe

unmöglich. Sollte es indessen eben so unmöglich für diesen Domino sein, sie selber heraus zu finden? Verbarg die schwarze Halbmaske wirklich bis zur Unkenntlichkeit ihre Züge? und konnte sie nicht an der Gestalt, dem Gange, den ihr eigenthümlichen Geberden erkannt werden? Wenn man sie ernstlich suchte, — gewiß! und ihr Herz wurde immer schwerer, ihre fröhlichen Mienen immer trüber, je weiter der Abend vorrückte, je mehr sich die Gewißheit bei ihr feststellte, daß sie eben nicht gesucht sei, daß hier unter der Masse anziehender Gestalten, der Magnet nicht mehr wirkte, dem allein die Einsamkeit, die Langeweile Einfluß gegeben.

„Sollte ich mich an dem Befestigen dieser Flittern nicht betheiligt haben, schöne Russin?“ redete sie, als sie wiederum ihre Blicke vergebens suchend durch den Saal hatte gleiten lassen, plötzlich eine bekannte Stimme an.

Valerie schreckte freudig zusammen, und sich zur Seite wendend, gewahrte sie dicht neben sich die Gestalt eines blauen Domino, den sie, in seiner eleganten Erscheinung, so hervorragend fand, daß sie glaubte auch ohne die Anrede sofort den Gesuchten in ihm herausfinden zu können. Ganz ungekünstelt wie sie

war, fiel es ihr nicht ein, ihr Vergnügen über sein endliches Kommen zu verbergen und sie sagte daher, ziemlich entgegengesetzt von dem, was andere junge Mädchen unter solchen Umständen sagen würden:

„Sind Sie endlich da? wie freue ich mich Sie zu sehen, warum haben Sie sich so lange fern gehalten.“

„Vielleicht um mich vermissen zu lassen, Valerie!“ flüsterte der Domino, indem er ohne Weiteres ihren Arm nahm, und sie sogleich in die Reihen der Tanzenden führte. Man tanzt jetzt einen Walzer, da kann ich doch mit Ehren mich Ihnen als Tänzer anbieten. Die ewigen Mazurkas haben mich zur Verzweiflung gebracht, denn ohne mich lächerlich zu machen, konnte ich sie hier, unter den Polen, nicht tanzen, wenn ich mir auch in Dresden kein Gewissen daraus mache, eine Dame dazu aufzuforden.“

„Wenn Sie wirklich bei uns bleiben wollen, werden Sie sich doch entschließen müssen, auch hier die Mazurka zu tanzen, denn sie bildet, selbst bei den Deutschen, den Haupttanz jedes Balles.“

„Was werden Sie antworten, wenn ich die Sache umwende und sage: Wenn ich wirkich hier bleibe, Valerie! werde ich Sie bitten, daß auch Sie

die Mazurka nicht mehr tanzen, ich liebe den Tanz nicht.“

Die Halbmaske verbarg nur sehr unvollständig die dunkle Gluth, welche sich über Valerie's Gesicht ergoß. Die Art, wie Constantin heute zu ihr sprach, war so verschieden von seiner sonstigen, sie würde sie gern für Maskenfreiheit genommen haben, wenn sich diese nicht so ganz anders gezeigt hätte, und nun fiel es ihr ein, ob sie vielleicht selber die Schuld an dieser Veränderung trage. Sie entgegnete daher, um ihren Fehler wieder gut zu machen, trotz der verrätherischen Röthe der Wangen, ganz unbefangen:

„Die Mazurek nicht hübsch finden? wie ist das möglich! es ist der graziöseste Tanz, den es giebt.“

Constantin schien sich von dieser Unbefangenheit indessen nicht täuschen zu lassen, denn er fuhr in der früheren Art fort: „Mir ist er vielleicht gerade deshalb zuwider. Die Grazie Ihres Tanzes kann ich zwar mit den Andern bewundern, kann aber selber dabei um Ihre Gunst nicht werben, und so fühle ich brennende Eifersucht. — Und noch eine Bitte, Valerie! Wählen Sie nie wieder Ihren Tänzer durch das Werfen eines Tuches. Es mag polnische Sitte sein, es ist aber eine häßliche Sitte; es wird dadurch das

Recht des Stärkeren, des Geschickteren proclamirt, und der Sieger führt die Tänzerin gewissermaßen als seine Beute fort. Die freie Wahl allein kann den Tänzer wirklich ehren, kann der Tänzerin die richtige Stelle geben. Dies gewisse Umherzerren — verzeihen Sie mir den Ausdruck, aber ich weiß keinen andern — gereicht in meinen Augen, weder den Männern, noch auch der Dame zur besonderen Ehre."

„Sie haben mich also gleich beim Eintritt erkannt?" fragte Valerie unwillkürlich.

„Ja! und bin dessen ungeachtet so lange fern geblieben. Aber es war mir so etwas Neues, Sie inmitten eines Ballgewühls beobachten zu können, daß mich dies für die Entbehrung fast entschädigte."

Die verrätherische Blutwelle stieg abermals in Valerie's Gesicht. Ohne Zweifel war ihr forschendes Umherblicken von dem scharfen Beobachter entdeckt worden, und dies, im Verein mit ihrer naiv ausgesprochenen Freude bei seinem endlichen Erscheinen, hatte ihn ihrer Neigung versichert, hatte sein so anderes, so sicher auftretendes Betragen ihr gegenüber veranlaßt. Leider blieb ihre keine Zeit, ihren Fehler einigermaßen wieder gut zu machen, die Grenz-

linie zwischen ihnen wieder etwas auseinander zu rücken, denn der Tanz machte der Unterhaltung ein Ende, das Gedränge um sie her nahm zu, und so konnte ein Einzelgespräch in dem allgemeinen Gewirre kaum aufkommen.

Eben wollte Constantin seiner Tänzerin den Arm reichen, um sie zu einiger Ruhe in eins der schon besprochenen kleinen Kabinete zu führen, als er sich plötzlich am Domino festgehalten fühlte. Er wendete sich mit einigem Unwillen nach dem Störer um, und bemerkte einen Malthefer-Ritter neben sich, der, den Finger auf den Mund gelegt, ihm ein Zeichen des Schweigens machte, dann ihm schnell einen Zettel in die Hand drückte, und gleich darauf im Maskengewühle verschwunden war. Mit einigem Erstaunen entfaltete Constantin den Zettel und las folgende, eilig mit Bleistift auf das Papier gekritzelte Worte:

„Ich glaube auf der Spur zu sein. Mache Dich von Deiner Gesellschaft so bald als möglich los, denn es gilt schnelles Handeln. Ich habe Deinen Diener angewiesen, Deinen Reiseanzug bereit zu halten, wir können dann gleich abfahren. Sprich noch eine Weile unbefangen mit Deinen Damen und lasse Dir keine Aufregung anmerken, der mißtrauische

Onkel muß stets berücksichtigt werden. Ich ziehe daher das Schreiben dem Sprechen vor. Albrecht."

Constantin hielt den Zettel, nachdem er ihn gelesen, nachdenkend in der Hand; es paßte allerdings Manches darin auf ihn und doch konnte er nicht gemeint sein. Es war ihm unangenehm, auf diese Weise der unberufene Mitwisser eines Geheimnisses zu werden, und er schaute überall umher, ob er den Maltheser vielleicht wiederfinden, und ihm den falsch bestellten Zettel zurückgeben könne. Vergebens jedoch ließ er seine Blicke umherschweifen, die gesuchte Maske war nicht zu sehen, und so reichte er zuletzt, unmuthig über sein verfehltes Suchen, Valerie den Arm, um sie nach dem ersehnten Ruheplätzchen zu führen. Auf ihre Frage nach dem empfangenen Papier hatte er einen Maskenscherz vorgeschützt, und sie war — da sie seine Zurückhaltung in dieser Beziehung bemerkte — zu taktvoll, um fernere Fragen deshalb zu stellen.

In einer der Lauben, welche von dem verschiedensten frischen Grün gebildet wurden, saß Agnes in der Mitte einer Menge von Masken, und Constantin eroberte hier für Valerie einen Sitzplatz, da er sich selber gleich wieder in den Saal zurückzubegeben

wünschte, um abermals nach dem verschwundenen Maltheser zu suchen. Seine Absicht wurde aber vorläufig durch Agnes vereitelt, welche ihn an ihre Seite rief, und eine neckende Unterhaltung mit ihm begann.

„Ich habe Sie gleich erkannt, als ich Sie mit Valerie am Arm herankommen sah,“ sagte sie im Verlauf des Gesprächs. „Ihr blauer Domino ist wirklich sehr reich und schön, und der gute Mann, bei dem sie ihn bestellten, hat jedenfalls noch einen solchen Auftrag gehabt, und von demselben Stücke zwei gleiche Dominos gearbeitet, denn sehen Sie, dort in der nächsten Laube sitzt ihr Doppelgänger,“ und Agnes die Blätter zur Seite biegend, deutete auf eine Gruppe Masken, welche die improvisirte Rasenbank der angrenzenden Laube besetzt hatte.

Constantin sah einen Augenblick auf diese Gruppe und bemerkte in derselben nicht allein das Ebenbild seines Domino, sondern fand auch, daß Figur und Maske des Besitzers auffallend der seinen glichen.

„Ist das Zufall, oder wurde diese Doppelgängerschaft zu einem Maskenscherz benutzt?“ fragte Agnes.

„Der Zufall allein hat hier den Maskenscherz

benutzt; glücklicherweise kann ich, wenn Sie mich beurlauben wollen, ihn gleich redressiren."

„So bleiben Sie doch!" rief Agnes, „sehen Sie, in der Entfernung winkt ein Malthefer geheimnißvoll der blaue Domino nickt wie im Einverständniß, er steht auf, aber es scheint ein Magnet für ihn in der Laube zu sein, denn er entfernt sich noch nicht."

„Nun, wenn der Malthefer sich selber bereits mit dem blauen Domino in Rapport gesetzt hat, so ist meine Dazwischenkunft unnöthig, und da hier neben Ihnen ein Plätzchen frei geworden, so kann ich gleich von dem Zufall Nutzen ziehen."

„Hat Sie der Malthefer mit Ihrem Doppelgänger verwechselt?" fragte Agnes neugierig, „haben Sie ein Geheimniß erlauscht? Erzählen Sie doch."

Constantin antwortete nicht, er schien aufmerksam auf das Gespräch in der andern Laube zu horchen, von dem hin und wider einige Worte verständlich wurden, da die Gesellschaft deutsch sprach. Der blaue Domino erhob jetzt, sich verabschiedend, seine Stimme und sagte so laut, um den Lauschenden verstehen zu lassen:

„Meine eigene Thorheit treibt mich aus diesem angenehmen Zirkel; ich war so unbesonnen, mich zur

nächsten Mazurka zu versagen, und leider ruft mich das Orchester jetzt zu meiner Pflicht.“ Mit einer Verbeugung gegen die Sitzenbleibenden entfernte er sich dann schnell und war bald im Maskengewühl verschwunden.

Constantin blickte in einer Art von Erstarrung dem Domino nach. Dann aber schien diese Erstarrung in ihr Gegentheil umzuspringen, denn ohne Rücksicht auf seine Umgebung rief er heftig aus:

„So wahr ich lebe, das ist er selber! Diese Stimme mit ihrem widerwärtigen Klange kann nicht verwechselt werden. — Also doch hier! und gerade er mußte als mein Doppelgänger auftreten. Ich preise indessen diesen Zufall, denn es scheint abermals ein Bubenstück im Gange und ich kann neue Schuld verhindern, indem ich alte strafe!“

Es war ein Glück für Constantin, daß die allgemeine Aufmerksamkeit so vielfach in Anspruch genommen war, daß das vereinte Geräusch des Sprechens und der Musik seine laut ausgestoßenen Worte übertönte, und so kaum Jemand auf sein seltsames Betragen achtete. Selbst Agnes, als sie sah, daß er nicht geneigt zur Unterhaltung sei, hatte sich von ihm abgewendet und plauderte munter mit Andern. Nur

Valerie, obgleich sie ziemlich entfernt saß und nicht verstehen konnte, was er so heftig sagte, merkte sofort, daß ihn Etwas bis zur Selbstvergessenheit beschäftigte und aufregte, und in der Furcht, daß er dadurch ein ihm später selber sehr unangenehmes Aufsehen erregen möchte, stand sie mit vieler Geistesgegenwart auf und trat zu ihm, indem sie lachend sagte:

„Wie können Sie verlangen, daß ich in dieser Entfernung verstehen soll, was Sie mir zurufen. Aber zur Strafe dafür sollen Sie nun aufstehen und mit mir kommen! ich habe ausgeruht und nun Lust, im Saal umher zu gehen.“

Constantin verstand sogleich die Absicht der Sprecherin, und aufstehend reichte er ihr den Arm, indem er leise sagte: „Haben Sie Dank, daß Sie meiner Selbstvergessenheit zu Hülfe kommen; wenn ich Ihnen erst erklären kann, was sie veranlaßt, werden sie dieselbe vielleicht natürlich finden. Aber leider bin ich genöthigt, jetzt einen schnellen Abschied von Ihnen zu nehmen; wenn ich Sie wiedersehe, hoffe ich, Ihnen mein Geheimniß offen darlegen zu können.“

„Sie wollen jetzt schon den Ball verlassen?“ fragte Valerie erschreckt.

„Ich muß! mich ruft wirklich die Pflicht, und nicht, wie meinen Doppelgänger, das Vergnügen. Sagen Sie Ihrem Vater, Graf Tarnaczowski sei doch auf dem Balle gewesen und ich wolle versuchen, seine Erinnerungen wieder wach zu rufen. Leben Sie wohl, Valerie, vielleicht für lange Zeit! Die Hoffnung des Wiedersehens wird allein der Stern sein, welcher den dunkeln Tagen der nächsten Zukunft Licht giebt.“

Ein leichter Händedruck, eine flüchtige Verbeugung und er war verschwunden, Valerie allein. Einmal kam es ihr vor, als sähe sie den blauen Domino wie suchend durch den Saal gleiten, dann aber blieb er, ebenso wie sein Doppelgänger, für den übrigen Abend unsichtbar.

Constantin, nachdem er Valerie verlassen, suchte vor allen Dingen den blauen Domino oder den Maltheser wieder zu entdecken. Vergebens sah er sich jedoch nach allen Seiten um, weder in der Mazurka, noch in den gefüllten Nebengemächern konnte er Beide entdecken. Gewiß hatten sie sich bereits über das Mißverständniß ausgesprochen. Der Zettel sprach von schnellem Handeln, von eiliger Abfahrt, sie waren wohl bereits in ihrem Gasthof mit dem Wechseln des

Anzugs beschäftigt; wenn Constantin zögerte, fuhren sie davon, ohne daß es ihm möglich war, sie daran zu hindern.

Die Erwägung war kaum in ihm entstanden, als er auch, schnell entschlossen, den Ball verließ, sich in seinen Mantel hüllte, und eiligen Schrittes auf die Straße trat. Ein dichtes Schneegestöber empfing ihn, das die wenige Helle, welche die spärlichen, an Seilen über die Straße gespannten Oellampen gaben, beinahe ganz verdunkelte, und für Jemand, der hier nicht sehr bekannt war, das Finden des richtigen Weges beinahe zu einer Unmöglichkeit machte. Constantin ließ sich indessen davon nicht abschrecken und tappte in der Richtung, wo er seinen eigenen Gasthof wußte, in Nacht und Schneegestöber weiter. Er hatte erst eine ganz kurze Strecke zurückgelegt, als er mit einem ihm Entgegenkommenden zusammentraf, der einen kräftigen, deutschen Kernfluch über das Zusammenrennen ausstieß.

„Sind Sie ein Deutscher? Sind Sie hier bekannt?“ fragte Constantin in schneller Fassung den Unbekannten.

„Das will ich meinen!“ antwortete dieser auf beide Fragen zugleich.

„So führt mich in alle größeren Gasthöfe der Stadt und fangt bei dem nächsten an. Ein Goldstück soll Eure Belohnung sein, und wenn ich finde, was ich suche, will ich diesem ein zweites hinzufügen.“

„Gott bewahre mich in Gnaden, Herr!“ sagte der Mann zurücktretend. „Glaubt Ihr, weil Ihr mich zufällig Nachts auf der Straße trefft, ich sei ein Gauner und Dieb? Ehrliche Leute streuen ihr Gold nicht so für Nichts auf die Straße, und ich will mit Schelmereien nichts zu thun haben.“

„Für Nichts sagt Ihr, Mann?“ erwiderte Constantin in halbem Lachen. „Bei diesem Wetter einen Fremden um ein Uhr Nachts in der Stadt umherzuführen nennt Ihr Nichts?“

„Woher sind Sie denn, Herr, daß ein bischen Schneestürmen für Sie so schlechtes Wetter ist? Da habe ich es Anders erlebt, und so viele größere Gasthöfe giebt es bei uns in Graudenz auch nicht. Aber wenn Sie mir versichern, nichts Böses im Schilde zu führen, und mir ehrlich Ihren Namen sagen, so will ich Sie führen. Ich kann Ihr Goldstück wohl brauchen, denn eben komme ich aus der Apotheke,

wo ich für meine kranke Frau Medizin geholt habe, und wenn Sie eine Weile hier vor der Thüre warten wollen, so bin ich gleich wieder bei Ihnen."

Constantin war dieser Aufenthalt sehr unangenehm, aber er mußte sich fügen. Er gab die verlangte Versicherung, nannte seinen Namen, und wartete dann ungeduldig eine ziemlich lange Zeit an der Hausthüre. Endlich trat sein Führer wieder heraus und ihm die Hand hinhaltend, um ihn bei dieser Dunkelheit sicherer zu leiten, begann er den versprochenen Rundgang nach allen Wirthshäusern der Stadt. —

Die Gasthöfe waren des Balles wegen, den ihre augenblicklichen Insassen fast alle besucht hatten, trotz der späten Stunde noch überall erleuchtet. Aber vergebens schaute Constantin nach einem zur Abfahrt bereiten Schlitten, vergebens forschte er, ob vielleicht Gäste das Wirthshaus verlassen hatten, vergebens fragte er zuletzt geradezu, ob Graf Tarnaczowski dort wohne, alle seine Fragen wurden mit Nein beantwortet.

„Graf Tarnaczowski suchen Sie?" redete ihn plötzlich sein Führer an. „Warum sagten Sie mir das nicht gleich? Der wohnt, wenn er in der Stadt

ist, niemals in einem Gasthof, sondern immer bei seiner Tante, der alten Frau von Drzewiecka."

„Kennt Ihr den Grafen Tarnaczowski?" fragte Constantin überrascht.

„Was werde ich nicht; habe früher dort auf dem Gute ja gedient. Das ist ein prächtiger Herr, den alle seine Leute lieb haben."

„Ich rede von dem jungen Grafen!" sagte Constantin, unmuthig über das gehörte Lob.

„Der junge Graf ist eben so gut, wie sein Vater, und seine junge Frau soll ein wahrer Engel sein, wie man sagt. Neulich erzählte mir noch der —"

„Führt mich zu der alten Tante!" unterbrach ihn Constantin herrisch. „Wenn er nicht im Gasthof wohnt, warum sollen wir unnütz umherlaufen."

Es dauerte nicht sehr lange, so befanden sich die beiden Wanderer vor dem Hause der alten Dame. Einige obere Fenster waren matt erleuchtet und zeugten von dem Wachen der Bewohner. Constantin zog heftig den Klingelzug an der Thüre, und bald erschien ein alter, grauhaariger Diener auf der Schwelle.

„Wohnt Graf Tarnaczowski hier?" fragte Constantin schnell.

„Wenn er in der Stadt ist, immer; aber heute —"

„Ich weiß, heute wollte er seine Anwesenheit nicht bekannt werden lassen. Ich bin aber ein Freund von ihm und muß ihn sprechen."

Der alte Diener schüttelte den Kopf. „Das wird eine Verwechselung sein," sagte er nachdenklich. „Sie werden einen anderen Herrn meinen. Da ist Herr Nepomuk, Graf Wladislaw, Graf —"

„Wladislaw? Das ist der Rechte! Ist er noch da, oder ist er schon fortgefahren?"

„Vor zehn Minuten ist er über Hals und Kopf davon gefahren. Meine gnädige Frau wird ganz erstaunt sein, wenn sie morgen aufsteht, denn der Herr Graf wollte noch mehrere Tage bleiben."

„Und wißt Ihr, wohin er gefahren?"

„Als er abfuhr trug er mir auf, der gnädigen Frau zu sagen, es wäre ein Freund von ihm todtkrank geworden, zu dem er fahren müßte; vorher sprach er davon, daß er nach Trzebenio wollte.

„Ich danke Euch! so komme ich also zu spät. — Führt mich zu meinem Gasthof zurück," wendete er sich dann an seinen Führer, „und Ihr habt Euer Goldstück redlich verdient."

Dort angekommen, bestellte er zum höchsten Erstaunen des Wirths einen Schlitten, der ihn sogleich fortführen könne und den er deshalb doppelt und dreifach bezahlen wollte. Der Wirth erklärte die Sache jedoch trotz dieser Versprechungen für eine Unmöglichkeit. Bei diesem Schneetreiben sei schon ein Fahren bei Tage beschwerlich und kaum durchzuführen, in der Nacht aber sei es völlig unmöglich.

„Und doch hat vor einer halben Stunde, wie ich bestimmt weiß, ein Herr die Stadt zu Schlitten verlassen.“

„Dann kann er sich auch nicht beklagen, wenn ihm ein Unglück passirt; ein vernünftiger Mensch wird jetzt nicht daran denken, fortzufahren.“

Was Constantin auch sagen mochte, es blieb vergeblich. Das Einzige, was er erreichte, war das Versprechen, bei Tagesanbruch einen Schlitten für sich bereit zu finden, und so warf er sich verstimmt, halb angekleidet auf sein Bett, um eine kurze Zeit der Ruhe zu pflegen.

Zehntes Kapitel.

Frühlings-Anfang.

Es waren mehrere Wochen seit dem Maskenballe vergangen. Die Familie Lambert hatte diese Zeit in ziemlicher Stille verbracht, die nur durch einen gelegentlichen Besuch aus der Nachbarschaft hin und wider unterbrochen wurde. Trotz des großen Familienkreises, in welchem man lebte, hatte die Entfernung Constantins eine Lücke gegeben, welches fast jedes einzelne Mitglied desselben mehr oder minder empfand. Der Hausherr vermißte die anregenden Gespräche, welche er mit seinem Gaste geführt. Agnes beklagte sich laut über die Langeweile, welche durch keine Neckerei mit Constantin mehr unterbrochen wurde, die beiden Kinder sprachen mit Bedauern von den schönen Märchen, die er sonst erzählt und den Süßigkeiten, die er ihnen geschenkt, und selbst Frau Lambert, ebenso

wie die Gouvernante, drückten gelegentlich ihr Leidwesen über das Fehlen des unterhaltenden Gastes aus.

Nur Valerie sagte nichts, obgleich gerade sie Constantins Abwesenheit am schmerzlichsten empfand. Agnes neckte sie mit ihrer scheinbaren Theilnahmlosigkeit und als die Schwestern einmal allein waren, sagte sie lachend:

„Es hilft Dir Nichts, Valerie, wenn Du auch stumm wie eine Statue bist, ich weiß dessenungeachtet doch, daß Dir die Abwesenheit Erhardts näher als uns Allen geht; oder hast Du die Keckheit, dies selbst mir gegenüber läugnen zu wollen?"

Aber selbst dieser directen Aufforderung hatte Valerie widerstanden, und nur ein oberflächliches Bedauern über die Abwesenheit des anregenden Gesellschafters ausgedrückt. Agnes mußte daraus erkennen, daß der Schwester Gefühl für den jungen Mann tiefer gehe, als sie in ihrer Harmlosigkeit geglaubt, und mit feinem weiblichen Takt ließ sie von diesem Augenblicke an alle Neckereien über diesen Gegenstand fallen.

Da trat eines Tages Jasch mit sehr vergnügten Mienen in das Zimmer und meldete, daß Herr Erhardt eben angekommen, und von ihm in sein altes

Zimmer geführt worden sei. Ein Jubelausbruch von Seiten der jüngern Familienglieder folgte dieser Nachricht, und auch der Hausherr stand sehr vergnügt auf, den Gast zu begrüßen, während Frau Lambert ihre Freude am besten durch ihre Sorge für sein Behagen bethätigte, indem sie sofort das Einheizen in seiner Stube und heißen Kaffe in das Wohnzimmer beorderte.

Constantin erschien denn auch sehr bald selber in diesem Wohnzimmer, und so angenehm erregt er auch durch den ihm werdenden herzlichen Empfang erschien, Valerie's forschender Blick bemerkte doch bald, daß etwas Müdes, Unbefriedigtes auf seinen Zügen lag, und sie sagte sich daher, daß der Zweck seiner längeren Reise wahrscheinlich nicht erreicht sei. Obgleich Constantin zu Valerie auch im späteren Verlaufe seines Verweilens nicht von dieser Reise sprach, benutzte er doch den ersten Moment des Alleinseins mit dem Hausherrn, um diesem zu eröffnen, wie er leider seinen Zweck nicht erreicht, und wie er nur so viel durch sein Umherreisen erfahren habe, daß Graf Tarnaczowski ihm völlig unbekannt sei, das Suchen nach ihm sich also als vollständig zwecklos erwiesen habe.

„Ich bin jetzt von meinem Ziele weiter abgeschleudert, als da ich mein Suchen begann," schloß Constantin seine Rede. „Als ich Dresden verließ, glaubte ich wenigstens den Namen des Gesuchten zu kennen, jetzt habe ich einsehen müssen, daß der verrätherische Bube, um sich sicherer verbergen zu können, einen falschen Namen geführt, ebenso wie er die Maske eines, wenn auch leichtlebigen, doch ehrenwerthen Mannes fälschlich getragen."

„Ich spreche Ihnen von ganzem Herzen mein Bedauern über ihre getäuschte Erwartung aus," entgegnete Lambert mit Wärme. „Was ich in dieser Beziehung für Sie thun kann, soll gewiß mit Freuden geschehen. Lassen Sie mich nun aber auch die näheren Einzelheiten der Sache erfahren, Sie haben mir noch nicht gesagt, welches Verbrechen dieser junge Mann begangen, und was Sie veranlaßt, so eifrig seine Spur zu verfolgen."

Ueber Constantins Züge legte sich eine dunkle Wolke. Mit fest zusammengepreßten Lippen schaute er einige Augenblicke zu Boden, wie um seine Antwort zu überlegen. Dann zu seinem Gegenredner aufsehend, sagte er finster:

„Halten Sie es für keinen Mangel an Ver-

trauen zu Ihnen, daß ich diese Frage nicht offen beantworte. Ich bin, wie ich Ihnen schon gesagt, bei dieser Sache durchaus nicht allein betheiligt, und darf das mir auferlegte Schweigen nicht brechen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß der angebliche Graf Tarnaczowski sich wie ein Schurke betragen, und daß er den Lohn eines Schurken verdient hat. Trotz der Feigheit, mit welcher er sich hinter einem falschen Namen versteckt, werde ich ihn doch zu treffen wissen, denn in der Umgegend muß er sich befinden, da ich seine Stimme auf jenem Maskenball zu genau erkannt habe."

„Ich glaube Ihnen darin einen Fingerzeig geben zu können," sagte der Hausherr nachdenkend. „Der Rittmeister erzählte mir, daß Graf Tarnaczowski auf seine Ankündigung Ihres Besuchs lachend erwidert habe: „Ich bin niemals in Dresden gewesen, aber mein Paß hat sich, auf der Durchreise nach Paris, dort aufgehalten und der mag Bekanntschaften gemacht haben."

„Leider ist die ganze Familie Tarnaczowski vor einigen Tagen nach Petersburg abgereist, um einige Monate dort zu verweilen," entgegnete Constantin. „Doch würde auch eine Nachfrage wahrscheinlich zu

Nichts geführt haben, denn wäre Graf Tarnaczowski geneigt gewesen, mir den Inhaber seines Passes zu nennen, würde er dies auch ohne meine Frage gethan haben, da es ja auf der Hand lag, daß dieser der Gesuchte sei. — Eine andere Spur, die sich mir bot und die sich auf den gleichlautenden Vornamen gründete, welchen mir ein Diener genannt, hat sich ebenfalls als falsch erwiesen, auch da trat mir ein Unbekannter entgegen, und so bleibt mir nichts übrig, als unter dem Vorwande des Güterkaufes in der Gegend zu weilen, und nach und nach die ganze polnische Gesellschaft derselben kennen zu lernen."

Ein Ausdruck von sehr unangenehmer Ueberraschung zeigte sich auf dem Gesichte des Hausherrn.

„Unter dem Vorwande des Güterkaufs?" fragte er gedehnt. „Sie haben also nicht die Absicht sich wirklich hier anzukaufen?"

Constantin senkte abermals seinen Blick zu Boden, wie um die Antwort zu überlegen, aber es lag diesmal keine dunkle Wolke auf seinen Zügen, im Gegentheil umspielte die Lippen ein fast glückliches Lächeln. Als er aufsah, ließ er seinen Blick eine Weile forschend auf dem Frager ruhen, und sagte dann

in sehr verschiedenem Ton von dem, mit welchem er bis jetzt gesprochen:

„Würde mein Hierbleiben mir größere Aussicht geben, das Glück zu erringen, auf welches ich hoffe?“

Jetzt schlug Lambert seinerseits den Blick zu Boden, aber es war nur ein kurzes Bedenken, dem er sich hingab, denn gleich darauf antwortete er ruhig:

„Wenn ich Sie auch zu verstehen glaube, so muß ich, ehe ich Ihnen eine Antwort gebe, doch vor allen Dingen fragen: Haben Sie selber so gar kein festes Ziel für Ihre Zukunft, daß eine Antwort von mir, so ohne Weiteres über Ihr Hierbleiben entscheiden kann? Sie scheinen kaum für den Landwirth erzogen, und sind doch alt genug, um bereits einen festen Lebensplan haben zu müssen.“

Das glaubte ich auch; aber ich bin mir selber ein Beweis, wie wenig auch der ernsteste Wille unsern Lebensplänen wirkliche Festigkeit giebt, wenn das unerbittliche „Muß“ nicht seine zwingende Kraft ausübt. Ich habe das Glück oder Unglück der einzige Sohn eines sehr reichen Vaters zu sein, dessen Vermögen über jede Sorge um meine Existenz hinwegebt, und der mir vollständige Freiheit in Bezug auf

meine Berufswahl ließ. Ich hatte mich daher mit meinen Studien nicht übereilt, sondern mich eben nach allen Seiten hin aus- und durchzubilden gesucht. Ich wollte versuchen, mich der praktischen Rechtswissenschaft zu widmen, und hatte eben mein Examen deshalb gemacht, als die Nothwendigkeit meiner Reise hierher dieser Carrière vorläufig ein Ende machte.

„Nun bin ich, wie ich kaum zu versichern brauche, allerdings mit großen Vorurtheilen in die Provinz gekommen, und es würde mir — wie unsere beliebte und charakteristische Redensart lautet — nicht im Traum die Möglichkeit eingefallen sein, hier freiwillig meinen zukünftigen Wohnort aufzuschlagen. Der Aufenthalt bei Ihnen, das Beobachten Ihrer schaffenden Thätigkeit, welche mir im einzelnen Beispiel zeigt, wie das deutsche Element sich hier allmählig Bahn bricht, wie es cultivirend und veredelnd wirkt, hat mich ganz anderer Meinung werden lassen. Ich halte es jetzt für einen Vorzug, in der Provinz zu leben und der Bahnbrecher deutscher Cultur und Sitte zu sein. Diese reformatorische, civilisatorische Thätigkeit würde für mich großen Reiz haben, und wenn ich nun gar die Hoffnung hegen könnte, durch die neu gewählte Heimath der Erfüllung meines heiß ersehnten Wun-

sches näher zu kommen, so würde ich ohne Bedenken, trotz aller Studien und Examen, sofort als Lehrling der Landwirthschaft in Milowicz eintreten."

„Also die reformatorische und civilisatorische Thätigkeit genügt dem jungen Herrn doch nicht allein," sagte Lambert lächelnd, „es muß noch ein besonderer Lohn im Hintergrunde bereit stehen. — Nun, sehen wir uns vor allen Dingen nach Gütern um, die möglicherweise für Sie passen könnten, und seien Sie überzeugt, daß mein Beistand, mein väterlicher Rath Ihnen in keiner Beziehung fehlen soll."

Er reichte dem jungen Manne herzlich die Hand und drückte die ihm gegebene warm. Die Fortsetzung des Gesprächs wurde durch den Eintritt Anderer unmöglich gemacht, es war indessen ein weiteres Aussprechen auch kaum nöthig; ohne eine bestimmte Erklärung ausgetauscht zu haben, fühlten doch beide Männer, daß die Bitte um das Sohnesrecht gestellt und gewährt worden sei.

Das freundliche Verhältniß, in welchem der Hausherr bisher zu seinem jungen Gaste gestanden, wandelte sich von diesem Augenblick an, in ein wirklich herzliches, inniges um. Das Wohlgefallen, welches der erstere stets für Constantin gefühlt, die Sympathie,

welche den älteren, und wo der Ernst nicht durchaus nothwendig, gern heiteren Mann, zu dem jüngeren hinzog, kam jetzt, da er keine Rücksicht mehr zu nehmen brauchte, zur vollen Entfaltung. Die Schatten, welche die Mittheilung des Rittmeisters über sein Verhältniß zu dem Gaste geworfen, hatte das Vertrauen des Letzteren vollständig verscheucht. Die Pflicht-Sorge des Vaters war durch die Nachrichten über die Vermögenslage, durch den Entschluß des jungen Mannes hier Besitz zu erwerben, beseitigt, und so gab er sich mit offenem Herzen dem Vergnügen hin, einen so durchaus erwünschten Schwiegersohn in Constantin erworben zu haben.

Die Familie wurde sehr bald nach diesem Gespräche, durch die Nachricht überrascht, daß Erhardt von jetzt ab nicht als Gast, sondern als Hausgenosse zu betrachten sei, da er als Landwirth in Milowicz thätig sein werde. Ohne daß auch hier ein weiteres Wort gesprochen wurde, war es Allen klar, daß das Verhältniß zu diesem Gaste sich geändert, daß er nicht allein ein Hausgenosse, daß er nahe dabei sei, Familienglied zu werden. Unwillkürlich behandelten sie ihn Alle mit größerer Vertraulichkeit, schien es ihnen selbstverständlich, daß er in den Mußestunden,

welche ihm seine jetzige Thätigkeit ließ, sich fast immer an der Seite Valerie's befand.

Das Wonnegefühl Valerie's, mit welcher sie das veränderte Verhältniß empfunden, ging bald in ein Gefühl des sichern, grenzenlosen Glückes über, und dieses Glück strahlte so lebhaft aus ihren Mienen, glänzte so hell in ihren Augen, daß es seinen Widerschein über die ganze Gestalt warf, deren leichte, elastische Bewegungen, wie gehoben und getragen von Glück erschienen.

So siegend und blumenreich nun auch der Frühling in die Herzen der Liebenden eingezogen war, in der Natur blieb es noch immer Winter. Obgleich das Jahr schon ziemlich weit vorgerückt, und die beiden Kinder bereits ernstlich die Scherze erwogen, womit der erste April von ihnen gefeiert werden sollte, bedeckte Schnee und Eis noch immer die ganze Landschaft. Klingender Januarfrost strafte den Kalender Lügen, welcher mit anmaßender Dreistigkeit, Frühlingsanfang auf den 21. März verkündigt hatte. Immer neuer Schneefall vermehrte die Last der Bäume und Sträucher und die geschaufelten Schneeberge auf dem Hofe hatten sich zu kleinen Gebirgen gethürmt.

Dafür aber gab es auch viel blauen Himmel, viel Sonnenschein, der auf der weiten weißen Schneefläche glitzerte und funkelte, wenn er auch leider wie eine Kokette nur äußerlich glänzte, nicht wirklich erwärmte und belebte. Das Eiskaroussel wurde fast jeden Tag von den jungen Leuten in Thätigkeit gesetzt, und Michel hatte oft Gelegenheit, seine Geschicklichkeit im schnellsten Schlittenfahren, im lautesten Peitschenknallen zu zeigen.

Selbst über die Weichsel fort, auf der gegossenen, mit eingerammten Bäumen begrenzten Fahrstraße, ging oftmals die schnelle Fahrt. Es wurden Besuche am jenseitigen Ufer gemacht, die im Sommer viel weitläufiger und beschwerlicher waren, oder man fuhr auch allein des Vergnügens wegen, auf der spiegelglatten Fahrstraße des breiten Flusses.

Endlich aber schien die Sonne doch Anstalt machen zu wollen, ihre Pflicht zu thun, und Schnee und Eis zu schmelzen. Die Atmosphäre wurde wärmer, oder besser, etwas weniger kalt; es träufelte Mittags von den Dächern und die feuchten Tropfen halfen, wo sie hinfielen, den Schnee aufzehren. Ueberall an den Häusern, an den Scheunen und Ställen entlang bildeten sich dunkle Linien, der

schwarze Boden guckte wie zaghaft hervor, als ob er sich schäme, ohne sein weißes Prachtgewand zu erscheinen.

Aber dessen ungeachtet war der Winter noch keineswegs geneigt, seine Herrschaft schon aufzugeben. Kaum war die Sonne nur einigermaßen von ihrer Höhe herabgesunken, und konnte mit ihren schrägen Strahlen nicht mehr so kräftig wirken, als auch die Kälte schon wieder stieg. Kam denn die Sonne am andern Morgen herauf, so fand sie lange, feste Eiszapfen, welche ihr zum Trotz der Winter an alle Dächer, an die Zweige der Bäume, an Brunnen und selbst an Hecken und Zäune gehängt.

Diese offenbare Auflehnung gegen ihre Herrschaft schien die Sonne nun aber doch nicht mehr dulden zu wollen. Sie verdoppelte die Kraft ihrer Strahlen, und es lös'ten sich die langen Eiszapfen in Wasser auf, flossen in Strömen hernieder und feuchteten weit umher den Boden, brachten den Schnee zum Schmelzen, und gewannen der dunkeln Erde abermals freieren Raum. Die Schneeberge sanken überall in sich zusammen, an den Gräben kam hin und wieder das vertrocknete Gras des vorigen Herbstes zum Vorschein, und der Schnee nahm eine häßliche, graugelbe Farbe an. Selbst auf dem

freieren Felde verlor er mehr und mehr sein helles, blendendes Weiß, einzelne hoch gelegene Äcker zeigten schon hie und da ihre langen, schwarzen Furchen und ebenso schauete grüne Saat, als erster Vorbote des Frühlings, mit hellen, frischen Augen aus dem warmen Winterpelz hervor.

Auf dem Hofe, wo so lange Stille geherrscht, gab es reges Leben. Ueberall waren Arbeiten zu verrichten. Die Schneeberge wurden abgefahren, das Eis aufgehackt, Gespanne fuhren und kamen und fröhliches Singen und Pfeifen begleitete jede Thätigkeit. Die Menschen fühlten sich hoffnungsfroh und heiter, Alle jubelten dem kommenden Frühling entgegen. Das Leben, welches so lange unter Schnee und Eis begraben schien, keimte mit dem Sprossen der jungen Saat frisch und fröhlich wieder empor.

Selbst unter den Thieren schien die Frühlingssonne frischeres Leben hervorzubringen. Die Vögel zwitscherten munter und flatterten lustig auf den Bäumen umher, und auf dem hohen Brunnenschwengel hielten die Dohlen täglich lärmende Zusammenkünfte. Aus den geöffneten Ställen drangen die Laute des brüllenden Viehes hervor, auch sie fühlten in der belebenden Luft den nahenden Frühling, und hofften auf

die grünen, blumigen Wiesen, welche ihnen bald, statt des dumpfen Stalles, zur angenehmen Weide dienen sollten.

„Wie häßlich, daß es in der Nacht immer wieder so kalt ist," sagte Agnes eines Tages, als die Familie an der Mittagstafel saß. „Es dauert deshalb so lange, ehe das Frühjahr wirklich kommt. Die Natur verrichtet eine wahre Penelope-Arbeit, was der Tag wirkt, vernichtet die Nacht."

„Danken wir der Natur, daß sie die Penelope spielt," entgegnete ihr der Vater. „Nach diesem ungewöhnlich strengen Winter, bei diesen unermeßlichen Schneemassen, würde ein schnelles Thauwetter uns furchtbares Unglück bringen."

„Ja, Herr Lambert!" sagte der erste Inspector, der wohl hin und wieder, auch ungefragt, ein Wort in das Gespräch warf. „Wenn es bei der heutigen Wärme bleibt und das so fort thaut, wie es am Morgen angefangen, so erleben wir bald Etwas."

„Wie Müller?" entgegnete ganz bestürzt der Hausherr. „Sie meinen doch nicht etwa, daß die Weichsel in diesen Tagen schon aufgehen könnte?"

„Meine es ganz bestimmt, Herr Lambert!" antwortete der Gefragte. „Es giebt schon ganze Viertel-

meilen blankes Wasser, obgleich natürlich das Grund=eis noch überall fest ist."

„Und ist das Wasser so tief, daß man trotz des festen Grundeises darin ertrinken kann?" fragte Constantin.

„Gewiß, und zwar mit großer Leichtigkeit," entgegnete Lambert. „Sie haben kaum einen Begriff, wie tief bei einem solchen Winter, wie der diesjährige, der Fluß gefroren ist. Es ist daher auch von so unendlicher Wichtigkeit, daß der Frühling nach einer so ungewöhnlich strengen und anhaltenden Kälte recht allmählig eintritt, damit das obere Wasser Zeit ha abzufließen, ehe sich das eigentliche Grundeis in Bewegung setzt, und der Fluß wirklich aufgeht. Kommt das Thauwetter plötzlich, so schwellen die ungeheueren Wassermassen zu einer furchtbaren Ausdehnung an und der wüthende Strudel, weit die Ufer überfluthend, alle Dämme durchbrechend, verbreitet überall Tod und Verderben auf seinem Wege."

„Werden es dieses Frühjahr wohl erleben, Herr Erhardt!" fiel wieder Herr Müller, der Inspector, ein. „In den Niederunger Dörfern liegen die Leute schon fortwährend auf den Knieen und flehen den lieben Gott an, sie vor Unglück zu bewahren. Dann

können sie unserem Herrgott wohl die Ehre geben und die stolzen Kniee beugen, und sonst tragen sie den Kopf so hoch, als wollten sie ihn in den Himmel stoßen, und nicken kaum wieder, wenn ein ehrlicher Christenmensch sie grüßt."

„Sie müssen Müller nicht mißverstehen, lieber Erhardt!" sagte begütigend der Hausherr. „Die Niederunger Bauern sind immerhin ein tüchtiger, braver Menschenschlag, die allerdings der Reichthum etwas übermüthig gemacht — daß sie in ihrem verblendeten Selbstbewußtsein, sogar in einem ersten Inspector aus Milowicz, keine besondere Ehrfurcht einflößende Persönlichkeit erschauen," setzte Lambert lächelnd hinzu.

„Und, wie die Fama sagt, geht diese Verblendung so weit, daß Bauern dort diesem Inspector ihre Tochter zur Frau versagt haben sollen," flüsterte Agnes Constantin in das Ohr.

„Sie werden indessen Gelegenheit haben, lieber Erhardt! sich bei einer wahrscheinlichen Ueberschwemmung zu überzeugen, wie unseren guten Müller sein Vorurtheil nicht hindert, der thätigste Helfer zu sein," fuhr der Hausherr fort.

„Ich hoffe, immer meine Pflicht zu thun, Herr

Lambert!“ meinte etwas verstimmt Herr Müller, und da die Hausfrau durch ihr Aufstehen die Tafel aufhob, machte er seine gewohnte Verbeugung und entfernte sich, während die Uebrigen noch in kleinere plaudernde Gruppen zerstreut, einige Minuten im Eßzimmer weilten und sich dann ebenfalls entfernten.

Eilftes Kapitel.

Die Ueberschwemmung.

Der leichte Regen, welcher seit dem Morgen geherrscht, hörte auch im späteren Verlaufe des Tages nicht auf, doch verstärkte er sich nicht bemerkbar. Indessen verdichtete sich das helle, beinahe durchsichtige Gewölk, womit der Himmel bedeckt war, allmählig, und der Horizont bekam jene schwere, bleigraue Färbung, welche im Frühjahr anhaltendes Thauwetter verkündigt. Dessen ungeachtet machte sich der Westwind, der stete Begleiter dieses Himmels und der eigentliche Bringer der Thauwolken, bis jetzt wenig bemerkbar. Er kräuselte kaum die Oberfläche der vielfachen Wasserlachen, welche sich überall gebildet, aber er brachte in diesem leichten Wehen eine so warm-feuchte Luft mit sich, daß sie fast bedrückend wirkte.

Lambert, der eifrig den Himmel beobachtete, legte seinen Arm in den Constantin's, mit welchem er sich auf dem Hofe befand, und forderte ihn auf mit ihm in das Haus zu gehen.

„Mir wird angst und bange bei dem Wetter," sagte er auf diesem Gange, „wenn das Grundeis der Weichsel sich schon in diesen Tagen in Bewegung setzt, haben wir namenloses Unglück. Lassen Sie uns auf den Thurm steigen und uns umschauen, wir können dort die Weichsel eine ganze Strecke übersehen, und ich will mich überzeugen, ob Müller Recht hat, ob der Fluß wirklich schon so viel klares Wasser zeigt."

Beide Männer stiegen die zum Thurm führende kleine Wendeltreppe in die Höhe, und auf die Plattform desselben tretend, hatten sie eine weite, und unter andern Verhältnissen, gewiß eine schöne, den Gang lohnende Aussicht.

Weit und majestätisch breitete sich der große Strom, mit seinen hohen Uferrändern, vor ihren Blicken aus. Zahllose Dörfer zogen sich dicht an seinem Spiegel hin und die reichen Gehöfte, deren feste, gute Baulichkeiten meist im Viereck gesetzt waren, und sich sorgfältig durch hohe Thore geschlossen zeig=

ten, die Hecken oder Zäune, welche die Ackerstücke umgaben und mit ihren festen Gattern sogar die Wege absperrten, Alles zeugte von der Wohlhabenheit der Bewohner, die ihren Besitz wohl des Schützens werth hielten.

Jetzt aber brütete ein finsterer, unheimlicher Geist über dem Ganzen. Die dunklen schneefreien Dächer sahen melancholisch aus der noch immer mit Schnee bedeckten Landschaft hervor, deren sonst so blendendes Weiß jetzt in ein schmutziges Graugelb übergegangen war. Man konnte glauben, der bleifarbene Himmel werfe seinen Widerschein auf die ganze Landschaft, denn auch der Fluß hatte die fahle graue Farbe, oder besser diese Farblosigkeit. Die Unebenheiten des Eises, welche den Spiegel der Weichsel fast wie ein mit einem Riesenpflug umpflügtes Ackerfeld aussehen ließen, waren beinahe verschwunden. Die scharfen Augen der Männer sahen deutlich weite Strecken fließendes Wasser, hin und wieder machten sich in der Entfernung die Baumstümpfe der Fahrstraße in diesem Wasser noch kenntlich. Theilweis aber neigten sie sich zur Seite, und bewiesen, daß ihnen der feste Halt bereits fehle, und diese lange Reihe schief gerückter Bäume gab den Hinschauenden

einen fast peinlichen Eindruck, denn durch dieselben wurde ihnen das Bild der beginnenden Zerstörung sinnlich nahe vor Augen gebracht.

„Es sieht schlimm genug aus!“ sagte, nach einer längeren, schweigenden Umschau, Lambert ernst. „Gott nehme die armen Niederungen in seinen gnädigen Schutz! — Wenn sich der Wind nur nicht stärker erhebt,“ fuhr er sich abermals umschauend fort; „der heimtückische Gesell, mit seinem warmen Säuseln, will mir gar nicht gefallen.“

Er hatte kaum die Worte ausgesprochen, als sich ein dumpfer, klagender Ton aus der Ferne vernehmen ließ. Wie in unsäglichem Schmerz und doch zugleich wie in finsterem Drohen klang es aus dem Thale des Flusses herauf. Lang gezogen schallte der Ton, und die ganze Natur schien wie in athemloser Spannung diesem Klange zu lauschen. Kein Zweig bewegte sich, kein Vogel zwitscherte, alles Leben schien wie erstorben, und die drückende Stille machte den dumpfen Klagelaut um so deutlicher hörbar.

„Bei Gott, da kommt er wirklich!“ rief Lambert laut und lebhaft.

„Wer?“ fragte Constantin ganz erstaunt.

„Der Thauwind! dieser unglückliche, erbarmungs-

lose Thauwind, vor dem auch das festeste Eis sich bald in Wasser auflöst."

„Wind? die ganze Natur scheint ja im Schlaf," entgegnete Constantin noch verwunderter.

Aber die eben noch so still erscheinende Natur veränderte jetzt plötzlich ihren Charakter. Wie unter einem furchtbaren Drucke beugten sich die Wipfel der Bäume, senkten sich die Sträucher und die compakten Schneemassen wirbelten, trotz ihrer Festigkeit, aufgewühlt in der Luft umher. Fast riß es im mächtigen Wehen die beiden Männer von ihrem hohen Standpunkt, und schwere warme Tropfen schlugen klatschend überall nieder.

„Merken Sie jetzt den Wind?" fragte Lambert. „Wenn er sein Concert so heftig beginnt, müssen wir auf Arges gefaßt sein."

Und wieder heulte es dumpf und schreckenerregend aus der Weite, wieder lauschte die Natur in banger Spannung, und selbst der Regen feuchtete kaum merklich den Boden, und wieder fegte das gewaltige Wehen über die Landschaft und zwang Alles sich vor seiner Macht zu beugen, und wieder klatschten die dicken, warmen Tropfen auf den Boden nieder. Die bleifarbenen Wolken zogen sich, unter den gleichmäßigen

Stößen des Windes, immer dichter und drohender zusammen, und schienen sich immer tiefer auf die Erde herab zu senken.

Die Dunkelheit nahm auffallend zu und die Landschaft verschwand immer mehr in einem grauen, finstern Chaos, aus welchem die sich in gleichmäßigen Pausen wiederholenden monotonen, langgezogenen Stoßseufzer des Windes unheimlich hervorschallten.

„Kommen Sie, Erhardt!“ sagte jetzt der Hausherr, „es ist hier sehr unbehaglich, und ich will für alle Fälle doch Müller meine Weisung geben. Bei diesen Aussichten kann das Unglück in der Niederung so furchtbar werden, daß wir in Milowicz die Ueberschwemmten beherbergen müssen.“

Die beiden Männer begaben sich die Treppe hinab und in ihre Zimmer, begleitet von dem dumpfen Klagegeheul des Windes, welches in immer kürzeren Pausen in ihr Ohr schallte, und dessen Wehen immer reichlichere Regengüsse mit sich führte.

Der ungewöhnlich früh hereingebrochene Abend versammelte auch die Familie früher als gewöhnlich um den Kamin. Aber der sonst so heitere Kreis verhielt sich diesmal ziemlich schweigend. Es lag eine bange, ahnende Erwartung auf Allen, der Gedanke,

daß so ganz in der Nähe Tausende von Menschen der Zukunft mit Angst und Schrecken entgegensahen, lagerte sich wie Bleigewicht auf jeden Frohsinn, und ließ kein scherzendes Wort über die Lippen. Immer noch heulte der Wind klagend aus der Ferne, immer noch schlugen die dicken, schweren Tropfen gegen die Scheiben, und die Flamme des Kamins prasselte zuweilen unheimlich hoch in den Schlot hinein.

Als nach dem in eben so ernster Stimmung eingenommenen Abendessen die Familie abermals eine Zeitlang in ziemlichem Schweigen um das Feuer gesessen hatte, sagte plötzlich der Hausherr:

„Kinder, geht jetzt zu Bett! es ist ungemüthlich dieses schweigende Zusammensitzen. Ihr könnt den armen Leuten, wenn Gott das Unglück schickt, doch nicht helfen; betet zum lieben Gott, daß er die Gefahr gnädig von ihnen abwende, das ist das Einzige und das Beste was Ihr thun könnt! Erhardt und ich wollen aufbleiben und sehen wie sich die Sache gestaltet.“

„Schicke uns nicht von Dir, Vater!“ entgegnete Valerie, indem sie ihre Augen mit eindringlicher Bitte auf diesen richtete. „Wie kann man schlafen und ruhen bei dem Gedanken, daß so viele angst-

erfüllte Menschenherzen mit bangem Pochen der Zukunft entgegen schlagen."

„Ja, Papa! Valerie hat Recht, lasse uns bei Dir bleiben!" rief Agnes. „Ich könnte doch kein Auge zuthun, und würde mich allein nur noch mehr ängstigen und aufregen."

Da die Mutter die Bitte der Töchter unterstützte, so gab Lambert nach, die Familie sollte die Nacht wachend zusammen zubringen und nur die beiden Kinder wurden zu Bett geschickt, wohin sie die Gouvernante begleitete, welche mit ihrer ruhigen Pflichttreue, diese Begleitung — so schwer ihr dieselbe wahrscheinlich auch wurde — als selbstverständlich betrachtet hatte.

Nach der Entfernung der Kinder wurde es, wenn möglich, noch stiller in dem kleinen Kreise. Die allgemeine Aufmerksamkeit war nur dem Draußen zugewendet, sie horchten Alle auf das dumpfe Heulen des Windes, auf das Anschlagen der schweren Tropfen, welche dieser Wind gegen die Fensterscheiben peitschte. Lambert stand endlich auf und trat an das Fenster; aber sein spähender Blick traf nur auf undurchdringliche Nacht. Dessenungeachtet, und vielleicht nur um dadurch diesem müßigen, unheimlichen Aufhorchen zu

entgehen, zündete er ein Licht an und begab sich in eins der Nebengemächer, dessen Fenster die Aussicht nach dem Flusse hin boten.

Unwillkürlich folgten die Seinen ihm dorthin, und als er den schweren Fensterflügel öffnete, drängten sie sich Alle hinzu, als ob sie wirklich erschauen könnten, was sich im Thale der Weichsel begab. Aber nur der Regen in großen, doch nicht dicht fallenden Tropfen schlug ihnen aus der Nacht entgegen, und der Wind fuhr wie ein heißer Hauch sie an, welches sich in dem ungeheizten Zimmer doppelt fühlbar machte. Obgleich das Licht auf dem Tische bis zum Erlöschen flackerte, hielt Lambert doch den Fensterflügel offen und lauschte in die Nacht hinein.

„Das monotone Heulen des Windes," sagte er nach einem längeren Schweigen, sich ernst zu Erhardt wendend, „muß den armen Niederungern furchtbarer in das Ohr schallen, als das Brüllen des Löwen oder des Tigers den Bewohnern anderer Zonen. Vor den wilden Thieren giebt es Rettung in der Kraft, in dem Geiste des Menschen, den Elementen gegenüber aber sind auch die Stärksten und Klügsten von uns vollkommen ohnmächtig."

„Was ist das?" rief Constantin lebhaft. „Klang

das nicht wie ein Kanonenschuß? Hören Sie, da schon wieder! Das ist Geschützfeuer! gewiß, es sind Hülfssignale die man entsendet!"

Und Allen deutlich drang jetzt der dumpfe, dröhnende Donner von dem Thale her, zu den Horchenden empor. Einzelne, abgebrochene Schläge übertönten in ihrer Heftigkeit das allgemeine Geräusch, welches zuweilen dem rollenden Donner glich.

„Großer, allmächtiger Gott!" schrie Lambert auf; „wohl sind das furchtbare Hülfssignale! Das Grundeis bricht, die Weichsel geht auf! Gott sei den Armen gnädig!"

Unwillkürlich falteten sich Aller Hände und ein stummes, heißes Gebet für die Bedroheten stieg zu Dem empor, dessen Barmherzigkeit allein hier Rettung und Hülfe bringen konnte.

Und das Dröhnen und Donnern dauerte fort und fort; wie Pelotonfeuer knatterte es, wie Kanonenschüsse donnerte es dumpf, und dazwischen klagte und heulte der Wind sein monotones Sterbelied und schlugen die warmen, schweren Tropfen zur Erde. Selbst das Gurgeln des Wassers, wie es von der schweren Eislast befreit, sich zur Oberfläche rang, glaubten die angstvoll Lauschenden in dieser Entfer-

nung zu vernehmen, und dies gurgelnde Geräusch klang schrecklich, wie das Todesröcheln eines Sterbenden.

„Nun ist es Zeit zum Handeln!“ sagte plötzlich Lambert, das Fenster schließend. „Es steht kaum zu hoffen, daß die Dämme dem wüthenden Elemente Einhalt thun. Trotz Nacht und Dunkelheit müssen wir daher sehen, ob es möglich ist Hülfe zu leisten. Die Knechte sind mit dem Nothwendigen versehen und harren unserer Führung. Kommen Sie, Erhardt! wir müssen uns eilen! und Du, meine gute Alte, und Ihr Mädchen! sorgt für die Aufnahme der Verunglückten, für belebendes warmes Getränk und für trockene Kleider, so weit Eure Mittel reichen! Ich bin unter solchen Umständen leider gewiß, daß das Unglück so furchtbar werden wird, um den Armen nur die auf voller Höhe gelegenen Ortschaften als Zuflucht zu lassen.“

Auf dem Hofe standen die Knechte mit Laternen und den nothwendigen Geräthschaften bereit, nur die Führung ihres Herrn erwartend. Müller hatte wirklich seine Pflicht gethan und Alles gut und tüchtig geordnet, und Lambert legte — als der Zug sich in Bewegung setzte — seine Hand auf die Schulter seines Inspectors und sagte, statt jeden Lobes dieser

pflichttreuen Thätigkeit, nur mit warmem Ton: „Mein guter, alter Müller!“ was diesem als hinreichende Anerkennung galt auf dem gefährlichen Gange, zu dem man auszog.

Die zurückbleibenden Frauen entfalteten nun auch ihrerseits die größte Thätigkeit. Die Mägde wurden geweckt, helles Feuer loderte bald in der Küche, in den Oefen aller Zimmer, selbst solcher, welche sonst nur bei Gesellschaften geöffnet wurden. Betten, so weit sie reichten, und wo sie fehlten, weiche Lager von Stroh wurden überall bereitet; Wäsche und Kleider hervorgeholt, und Alles zum Empfang der Verunglückten vorbereitet.

Mamsell Minchen war ganz Thätigkeit, ganz Bewegung; überall schallte ihre befehlende Stimme, überall wußte sie noch etwas Fehlendes zu entdecken. Diese schaffende, ihr so durchaus zusagende Thätigkeit, erregte ihr, trotz all ihres herzlichen Mitleidens mit den Unglücklichen, ein gewisses Behagen, ja eine gewisse Munterkeit, und sie ertappte sich, zu ihrer eigenen Beschämung, bei dem Trillern eines Liedchens, welches sie verlegen mitten im Takte abbrach, und zur Ausgleichung eine sehr feierliche, betrübte Miene annahm. Dessenungeachtet entfuhr ihr, als die

Hausfrau seufzend sagte: „Gebe Gott, daß kein Unglücklicher nöthig hat, Milowicz als Zuflucht zu benutzen," ein ärgerliches:

„Das wünsche ich gar nicht, Madame! wozu wären dann alle unsere schönen Anstalten."

„Aber Minchen!" sagte die Hausfrau mit sanftem Tadel, „Sie bedenken doch wohl kaum, was Sie sprechen."

Minchens von Natur ziemlich stark colorirtes Gesicht wurde noch um einen Grad röther, als sie entgegnete: „Nun, Madame Lambert! Sie wissen, herzlos bin ich nicht, und wünsche auch den Niederungern das Beste; aber es wäre doch ärgerlich, wenn wir uns ganz umsonst so geplagt. Wenn all' das schöne Warmbier unsere Leute austrinken sollen, so erleben wir Etwas, und ganz verkommen mag man die Gottesgabe doch auch nicht lassen."

Es war dazu indessen auch keine Aussicht, denn bald kamen Leute aus dem Dorf — die vom Thale aus eine Art lebendige Telegraphenlinie durch Frauen und Kinder errichtet zu haben schienen — mit der Nachricht, daß die Dämme mehrfach durchbrochen, der größte Theil der Dörfer überschwemmt sei.

„Die Dämme durchbrochen!" tönte es von Mund

zu Mund in den Corridoren. „Altenwalde überschwemmt! Mrouczin überschwemmt! Unterneudorf in Gefahr!" so riefen die Mägde laut und ängstlich durcheinander.

„Jesus, Maria und Joseph! mein Bruder!"

„Gott im Himmel, mein Vater ertrinkt!"

„Mój Boże! Mój niebieski ojcze! Ratuj moją miłą Maryą!"*)

So tönte es polnisch und deutsch in lauten Schmerzestönen. In zügelloser Trauer überließen sich die Mägde ihrem Jammer, schlugen sich an die Brust, rauften ihr Haar, oder warfen sich in wilder Raserei auf den Boden.

Mamsell Minchen, die wohl mit ihnen umzugehen wußte, ließ sie einige Zeit gewähren, dann aber tönte ihr Kommandowort laut und gebietend durch den Corridor. Die Gewohnheit des Gehorchens machte sich instinktmäßig geltend, sie folgten der befehlenden Stimme und die Arbeit beschäftigte bald ihre Gedanken und half am besten ihre Trauer bekämpfen.

---

*) Mein Gott! Mein himmlischer Vater! Rette meine liebe Maria!

Und da kamen auch schon die ersten der Hülfesuchenden in langem, traurigem Zuge vor dem Hause an. Weiber, Greise und Kinder, Verzweiflung im Herzen und im Ausdruck ihrer Geberden, schlichen langsam heran; die Einen in starrem Hinbrüten und fest ineinander gepreßten Händen, die Andern in den Haaren wühlend, die Hände ringend, oder sie hoch gegen den Himmel hebend, als ob sie Den bedrohen wollten, der sie so erbarmungslos dem Elende preisgab. Die Kinder meist ahnungslos, nur die unangenehme Gegenwart empfindend und sich über Nässe und Kälte beklagend, oder bitterlich über sie weinend. Aber es war Niemand, der sie beruhigte, denn mit wildem Schmerze drückten die Weiber ihre Säuglinge an die Brust, oder beugten sich selber ohne Trost, mit krampfhaftem Schluchzen zu den älteren Kindern an ihrer Hand.

Es war herzzerschneidendes Elend, welches sich überall den Blicken darstellte, und die Hausfrau ebenso wie ihre Töchter weinten laut, als sie die Unglücklichen an der Schwelle empfingen. So standen die Hülfesuchenden und die diese Hülfe Spendenden einige stumme Augenblicke sich gegenüber, und das so offen gezeigte schmerzliche Mitgefühl war der beste Trost,

der den Verunglückten werden konnte. Bald kam aber auch die thatkräftige Hülfe hinzu und wieder war es die ruhige Valerie, welche zuerst hervortrat, einer Frau die Last eines Kindes abnahm, und sie bei der Hand fassend, mit sanfter, herzlicher Stimme bat, ihr zu folgen. Die Andern folgten dem gegebenen Beispiel und Mamsell Minchen trug zwei noch immer laut schluchzende Kinder — welche ihr Müller übergeben, der den Zug hierhergeleitet und diese, als wahrscheinliche Waisen, selber auf seinen Armen die ganze Strecke getragen hatte — in die obern Zimmer, legte sie auf den wärmsten und weichsten Platz dort, und zog ihnen eigenhändig Wäsche und Kleider von den beiden jüngsten Töchtern des Hauses an.

So langten nach und nach immer mehr der unglücklichen Ueberschwemmten an. Die Zimmer füllten sich, alle die vielen Lagerstätten waren besetzt und die Strohstreu mußte die Nachzügler aufnehmen. Jeder dieser langen Züge wurde von einem der Herren des Hauses begleitet, die immer selber dabei Kinder auf ihren Armen in die Höhe trugen. Lambert hatte seine große Zufriedenheit mit den Anstalten der Frauen ausgedrückt, und Mamsell Minchen — die mit Recht einen großen Theil dieses Lobes auf sich bezog —

ging, mit strahlenden Mienen, in sorgendem Schaffen durch die Reihen der Unglücklichen.

Auch vieles Vieh wurde von den Knechten in das sichere, festgeschlossene Gehöft von Milowicz getrieben, und das Brüllen der Rinder, das Wiehern der Pferde, das klägliche Blöken der obdachlosen Schafe vermehrte den traurigen Lärm, der überall herrschte. Die Hunde, ungewohnt all dieses nächtlichen Treibens, bellten und heulten dazwischen und duldeten nicht, daß einer der fremden Hunde, welche ihren unglücklichen Herren gefolgt waren, auf den Hof und in ihre Nähe kommen durfte. Mit eingezogenem Schweif saßen diese daher angstvoll in den Corridoren zusammengedrückt, oder wenn in den Zimmern geduldet, als treue, aber stumme Wächter neben dem Lager der Herren.

Auch Constantin war als Begleiter eines Zuges in das Schloß zurückgekehrt, und hatte eine kurze Rast in dem Wohnzimmer — welcher fast der einzig frei gehaltene Raum blieb — gemacht. Valerie, die mannigfach beschäftigt in den gefüllten Gemächern umherging, hatte doch Zeit gefunden, schnell nach der Küche zu eilen, um für Constantin eigenhändig ein Glas Warmbier herauf zu holen. Der heiße, kräf-

tige Trank that ihm wohl, Valerie freute sich, wie er mit sichtlichem Behagen das Glas leer schlürfte. Als er es fortgesetzt, faßte er ihre beiden Hände, drückte sie an seine Lippen und sagte in weichem Flüsterton:

„Sie lieber, hülfreicher Engel, Valerie!“

Wie süß klang der Ton in ihr Ohr, wie tief drang er in ihr Herz und verwischte für den Augenblick selbst die traurige Gegenwart aus ihren Gedanken. Ach, wie oft wiederholte sie ihn später in ihrer Phantasie, wie oft sah sie in der Erinnerung auch den geringsten Umstand dieser kleinen Scene deutlich und klar; denn, wie für die Ueberschwemmten, wurde diese Nacht auch für sie der Räuber alles Glückes, und als das nächste Mal der Name „Valerie“ über Constantins Lippen ging, welch' einen andern Klang hatte er da, wie zerriß er ihr Herz, denn er zeigte ihr hell das entschwundene Glück.

Ende des ersten Bandes.

Inhalt des ersten Bandes.

16,–